P.o.germ.
1985
d/1

W. de Schönberg

P. o. germ.
1985 d
C 1

6

Bouterweks Miscellaneen

I Band.

Berlin,

bei C. L. Hartmann,

1794.

Rr. 3287

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nachricht.

Um einer und anderer Rücksicht willen, deren keine den Leser trifft, welchen man vor Alters den Geneigten nannte, ist es nothwendig, anzuzeigen, daß, die Epistel Abelards und die Fragmente über Schönheit und Kunst ausgenommen, der Inhalt dieses ersten Theils der Miscellaneen, nicht sowohl der bestimmteren Form als der inneren Hauptsache nach, in den zweiten Act des Lebens gehört, den man, wenn er einmal, und gewöhnlich nur gar zu rasch, ausgespielt ist, mit allem Sin-

nen und Dichten nicht zu wiederhoh- len vermag. Jünglingsgedichte, reiner Athem der Jugend sind deßwegen die lyrischen Gedichte benannt worden. Vielleicht hätten sie, eben weil sie so benannt werden mußten, ungesammelt bleiben können. Aber kann der dar- über entscheiden, wer nicht mehr ganz freies Jugendinteresse fühlen kann für Wesen und Inhalt? Nur, daß Die- ser und Jener, der nicht genug Vir- tuose ist, um seine Leyer wie ein Ex-voto im Tempel aufhängen zu können, wenigstens gewisse Melodien in gewis- sen Lebensverhältnissen nicht wieder an- stimmet, dieß will das Gesetz des zurei- chenden Grundes und der Ordnung.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Lyrische Jünglings-Gedichte.

Erste Sammlung.

Der Sommerabend - Seite 3
Die Aussicht bei Nacht - 7
Der Kirchhof - - 12
Sehnsucht eines Cheruskers nach seinen Bergen - - - 16
Der frühe Herbst - - 21
An die Dämmerung - - 23
An Ludwig von W*** - 26
An Psyche - - 28
Die Vergangenheit - - 30
Lebenslied - - 33
Ossian - - - 35

Der Wasserfall - S. 37
Nach einem Concert - - 39
Der Jüngling - - 41
Liebesschwung - - 43
An den Sirius - - 44
Tagesgruß - - - 46
Das Felsenthal - - 47
Die Rose - - - 49
Ergebung - - - 50
Frühlingsklage - - 51
Fragen an eine Nachtigall - 52
Beruhigung - - - 53
Entzauberung - - 54

Lyrische Jünglings-Gedichte.

Zweite Sammlung.

Die Schöpfung der Liebe - 57
Rundgesang im Frühling - - 62
Männerschönheit - - 67
Der Mann für uns - - 70

Der blaue Himmel - S. 74
Freiheitslied im Freien - 76
Der Gruß - - - 81
Vaterlehre - - - 83
Pilgerlied - - - 85
Apostrophe an die Zeit - - 87
Wechselgesang - - - 89
An Zephyria - - - 91
Dichterlehre - - - 92

Apollo.

Eine Deutung. - - - 95

Abelard's Antwort an Heloise.

Abelard an Heloise - - 113

Ueber Schönheit und Kunst.

Erstes Fragment - - 141

La Valliere.

Eine historische Novelle - 169

Moslemims-Launen oder Kriegslieder Uzim Abdallah's, gesungen zur Zeit, als die Weißröcke von Westen, und die Grünröcke von Norden die hohe osmanische Pforte feindselig bestürmten im Jahre 1203 der Hedschra.

Aufruf an die Gläubigen - S. 243
Marschlied der Asiaten - 247
Spahi's Morgenlied im Lager - 250
Freundlicher Gruß an das neuerrichtete Judencorps in apostolischen Diensten - 254

Drei silberne Sprüche - - 257

Lyrische Jünglings-Gedichte.

Erste Sammlung.

Bayerische Staatsbibliothek München

Der Sommerabend.

Schön war der Tag, und schöner der Abend noch;
In Goldgewölke senkte die Sonne sich,
Und röthlich glänzten Busch und Wiese,
Röthlich entblinkte die Bacheswelle.

Wenn so mein Lebensabend — so dachte da
Selindor — nach verwehtem Gewittersturm
Der tausend Wünsche dieses Herzens
Labend, und lächelnd vom Himmel sänke!

Doch solltest du, mein Auge, den
Abend sehn?
Mir sollte, mir, mit schmeichelndem Ro-
senstrahl
Den grauen Westen meines Alters
Lieblich die Sonne des Friedens hellen?

Ich halte dich, prophetisches Däm-
merbild!
Ich halte dich und glaube dir nicht und seh'
Im Traum mein Kanaan von weitem,
Seh' es, und werd' es wohl nie bewoh-
nen.

Da sank die Sonne. Kühles Gelüft'
erhub
Sich weich und duftig. Blässer und blässer
schwand
Das Abendroth, und Busch und Wiese
Lagen im Dunkel, ein Todtenreich, da.

Wo war er nun, der reizende Sommer-
tag? —
Weckt' ihn der Grillen ärmlicher Grab-
gesang? —
Weckt ihn des Himmels und der Erde
Und des durchbebten Selindors
Trauer?

Da färbte sich der östliche Horizont;
Aus tiefem Schatten schimmerte Mor-
genroth,
Und zu dem Licht der tausend Sterne
Leuchtete milder das Auge Luna's.

Du bist, du bist es, Strahlenver-
künderinn
Der Sonne! Zeuginn ihrer Allgegen-
wart!
So rief wie auferweckt Selindor,
Neue Gedanken in hell'rer Seele.

Du, Luna, bist der Spiegel der Zu-
versicht,
Wenn auch vor uns die Sonne der Freude
sinkt,
Verbürgt der Schwermuth Mondenschim-
mer
Freundlich die Nähe der Unerloschnen.

Die Aussicht bei Nacht.

Grauumflort, in feuchter Nebelhülle,
Ein verwischtes Bild von Fern und Nah,
Liegt des Lebens weite Wunderfülle
Wie ein Dunst in irren Formen da!

Nicht ein Ton des Wohlseyns noch der Klage
Tönt herauf zu dieser Rasenbank.
Ruhig, wie am dritten Schöpfungstage,
Trinkt die Pflanze kühlen Lebenstrank.

Leise haucht es aus den braunen Zweigen;
Schüchtern lauscht der halbe Mond hervor.
Wolkenschatten, wie Gespenster, steigen
Still an meines Hügels Fuß empor.

Von Gefühlen nächtlich übergossen,
Nächtlich, wie das graue Bild der Welt,
Treibt der volle Geist Gedankensprossen,
Von der Schwermuth Dämmerschein erhellt.

Wie so manche leichenkalte Wangen
Nezten heute Thränen, brennendheiß;
Wie so Manche, die nach Freude rangen,
Wanden zuckend sich im Todesschweiß!

Wie so Mancher rieb, sich zu erheitern,
Heut' umsonst die wüste Stirne roth!
Tausend sahn ihr leztes Schiffchen scheitern;
Tausend wünschten betend sich den Tod.

Aber Träume gaukeln her und flistern
Allen Kranken Lindrungsworte zu.
Wenn dann Wunsch und Wahrheit sich verschwistern,
Sinkt der Geist in unbewußte Ruh.

Was ist Wachen, Brüder? was ist
Träumen?
Weißt du's, Prüfer, der im Schatten
sucht?
Auf der Täuschung duftumwehten Bäu-
men
Wächs't des Menschenlebens schönste Frucht.

Sanft von Truggeweben übersponnen,
Nimmt der Geist, was er sich selbst
verhieß;
Raubt ein Morgen, was die Nacht ge-
wonnen,
Dennoch war die Nacht nicht minder süß.

Träum' im Traum von flittergoldner
Ehre
Immerhin sich mancher Kleine groß,
Schau' umher, als ob er's wirklich wäre
Und für ihn dieß kleine Weltchen bloß!

Träum' auch du den bunten Traum
im Wachen,
Jugendlicher, warmer Lebensfreund!
Kömmt der Sommer, wirst du nicht mehr
lachen.
Juble! Deine Maiensonne scheint!

Pflücke jede Blume der Bethö-
rung!
Laß der Weisheit ihren Dornenkranz!
Keinem, keinem ward noch je Beleh-
rung
Von des Ganzen harter Dissonanz.

Vom Verwes'ten stammt das Iztent-
standne;
Daseyn ist des Todes krankes Kind.
Gräber öffnen sich für das Vorhandne,
Eh sein Körnchen Stundensand ver-
rinnt.

Wie so eilig für den guten Träumer
Flieht der Freude tanzendes Phantom!
Mit der Danaiden leckem Eimer
Schöpft er dann nach Trost im Lethe-
strom.

Doch das Veilchen hebt sich aus dem
Moose;
Wie ein Grab, mit Blumen überstreut,
Hier für Frohe, dort für Hoffnungslose,
Ist die ganze Erdenherrlichkeit.

Blüthenzweige dort im Mondenlichte!
Duftet eure Labung weit und breit!
Wenig, wenig Blüthen werden Früchte;
Viele Früchte fallen vor der Zeit.

Der Kirchhof.

Wenn ich einst wie sie entschlummern
werde,
Die kein blauer Morgenhimmel weckt;
Wenn das schmale Hügelchen von Erde
Meine dunkle Friedenskammer deckt;
Wird dann wohl, wie ich es vorempfinde,
Auf dem dünnbegrünten Grabe hier,
Ein Geliebter, nur dem Abendwinde
Hörbar, seufzen: Ach! was war er mir?

Sanfter werd' ich unter jeder Hülle
Niedersinken in die lange Nacht,
Wenn ich weiß, daß dann in Feierstille
Stets mein Bild in Freundesseelen wacht.

Lieblich wird des Todes Ruf mir tönen,
Lieblich, wie ein stilles Abendlied,
Wenn ich fühle, daß dann heißres Sehnen
Hin nach mir in Freundesherzen glüht.

Aber wenn das Loos nun anders fiele?
Wenn nicht an des kalten Führers Hand
Ich voran, voll irrender Gefühle,
Wankte in das unbekannte Land?
Wenn euch mir die hohe Ordnung raubte?
Euch, die sie zum lezten Glück mir gab!
Wenn der Himmel, den ich ewig glaubte,
Mir vor Augen schwänd' in Nacht und Grab?

Blumen blühn in diesem Schattenthale
Wenig nur, doch immer ist es schön.
In der Freundschaft Wechselsonnenstrahle

Läßt sich's auch auf Fels und Dornen
gehn.
Könnt ihr, Lieben, könnt ihr mir ver-
geben,
Was mein Wunsch so eigennützig spricht?
Euch in diesem Thal zu überleben,
Den Gedanken duld' und denk' ich nicht.

Thränen, die um Mausoleen rannen,
Waren selten werth geweint zu seyn.
Pflanzet dunkle Vaterlandestannen,
Wenn ihr wollt, um meinen Leichenstein!
Lagert euch beim milden Sternenscheine
In der Nähe, wo mein Rest verwes't!
Oder bückt euch zu dem kalten Steine,
Seht die tiefen Zeilen an und les't:

Hier, wo keine Thorheit Kränze
windet,
Wo kein Trug den Traum der Liebe stört,

Wo die Nacht vielleicht den Tag ver-
kündet
Und des Zweiflers lezten Wunsch erhört,
Ruht ein Wandrer, der sich müde spähte,
Der des Lebens Adel rein empfand,
Den das Glück vergaß, der es ver-
schmähte,
Weil er Alles, weil er Freunde fand.

Sehnsucht

eines Cheruskers nach seinen Bergen;

gesungen

in den Sandfluren des Landes Brandenburg.

Wenn das Roth der Abendsonne
Auf die Dächer niedersinkt,
Und mich weg von bunten Schwärmen,
Weg von der Gewinnsucht Lärmen
Zu sich hin in's Freie winkt;

Wenn ich dann auf Ufergrase
Längs der himmelblauen Spree
Unter schwarzen Erlenstämmen,
Die das Licht der Blicke hemmen,
Sinnend hin und wieder geh;

Wenn

Wenn die Blätter röthlich zittern
Und mit hellem Ruderschlag
Feierlich dahergeschwommen
Schwerbeladne Schiffe kommen,
Dann wird mir's im Herzen Tag.

Tief in mich hinein verloren,
Starr' ich auf die stille Fluth,
Fühl' in warmen Phantasieen
Nebel mir vom Herzen fliehen,
Und entfesselt rollt mein Blut.

Jede Kraft des innern Sinnes
Zur Entdeckung aufgespannt,
Seh' ich, wie in langen Zügen
Bilder sich an Bilder schmiegen,
Seh' ich dich, mein Vaterland!

Heil! Glück auf, ihr Tannenberge!
Heil! Glück auf, Cheruskia!

Heil euch, graue Felsenstirnen,
Die vor Sturm und Wetterzürnen
Nie ein Auge beben sah.

Wie ihr steht, ihr Bundesbrüder!
Wie ihr euch einander schirmt!
Wie mit weißen Wellenspizen,
Die an's Kieselufer sprizen,
Thal entlang die Oker stürmt!

Wie gar anders, als der dürre,
Hügellose Brennensand!
Was auch Königsgold erseze;
Der Natur erkorne Schäze
Spendet keine Königshand.

Müde sieht sich Aug' und Seele,
Wo man nur Palläste sieht.
Ewig leeren Räumen gleichen
Ebnen, die dem Blick entweichen;
Da erklingt kein freies Lied.

Nur wo Thal und Höhe wechseln,
Wechselt kühn des Liedes Lauf.
Wie mit Flügelschwung gehoben,
Dehnt der freie Geist von oben
Sich zum Sternenpol hinauf.

Aber näher schwimmt die Ferne!
O! ich fühle wo ich bin.
Graue Hüttenwolken wallen
Ueber schwarze Schlackenhallen
Weit im langen Thale hin.

Ja, du bist es, Mitbewußte
Meiner Knabenträume, du!
Ja, du bist es, Muttergegend!
Dir mein Herz zu Füßen legend,
Ruf' ich diesen Gruß dir zu.

Sahst auch du schon meine Thränen,
Wenn der Schmerz von weitem rief?

O wie gern weint' ich sie wieder!
Knabenthränen perlen nieder;
Männerthränen brennen tief.

Eingethürmt von greisen Zwingern
Liegst auch du, mein Goslar, dort!
Alte Stadt nach alter Sitte!
Treue kennt in deiner Mitte
Noch den Spruch: Ein Mann, ein Wort.

Dort besteht der Bund der Freude
Mit der Unschuld ungetrennt.
Ungeschminkt an Herz und Wange,
Fliehn die Mädchen vor der Schlange,
Die sich Modesitte nennt.

Einsam sinnt auch dort die Gute,
Die mir mehr, als Seyn, verlieh.
Ja, ich muß hinüberfliegen!
Ja! wo bin ich? Flächen liegen
Um den Rest der Phantasie.

Der frühe Herbst.

Kommt mit gaukelndem Flug, Bilder des Frühlings, kommt
Mir im Traume zurück! Lächle mir, Phantasie,
Deine Jugendminute
Nur noch einmal in's Herz zurück!

Zwar der Sommer ist schön, wie ein erprüfter Mann,
Der, mit Schweiße bedeckt, in der bestäubten Schlacht
Für die Zeiten der Ruhe
Segen sich und dem Volk' erwirbt.

Aber langsam und still schwindet das
Waldesgrün
Hin in kränkliches Gelb, und das ent-
färbte Laub
Zittert nieder zum Kirchhof,
Wo schon seine Gespielen ruhn.

Und du, Lieber, du gehst, ohne dich
umzusehn
Durch den herbstlichen Wald? Rasselst
mit munterm Fuß
Durch die Schichten am Boden?
Blätterleichen erkennst du nicht?

Wohl dem, der sie nicht kennt! Juble
die Wälder durch,
Und gedenke des Weins, der schon die
Traube bläht!
Volle Herbstesempfindung
Kömmt uns Allen, und viel zu früh.

An die Dämmerung.

Hüll' in deinen Schattenmantel,
Süße Dämmerung, mich ein!
Laß die Tagesbilder fliehen!
Laß verschwiegne Phantasieen,
Dein Gefolge, mich umreihn!

Dämmerung, du Liebetraute!
Du, des Abends holde Braut!
Lüftchen kommen dich zu grüßen;
Leise murmelt dir zu Füßen
Ehrerbietung jeder Laut.

Lieblich von dir überdunkelt,
Schwimmt die Welt in weichem Grau.
Mit verlornen Strahlenresten

Schimmert dir vom lichten Westen
Purpur und Violenblau.

Wie dein Hauch die Blüthenzweige
Wallend auf und nieder wiegt,
Wiegt er auch des Geistes Fülle,
Dem in deiner Friedensstille
Seine Menschlichkeit genügt.

Blumen hat in deine Schatten
Leis' ein Engel hingestreut.
Volles Licht auf dieser Sphäre
Zeigt uns Armen Tod und Leere.
Dämmernd winkt die Seligkeit.

Dämmernd in der grauen Ferne,
Steht der Hoffnung goldner Thron.
Dämmernd, wo sich Zweifel regen,
Spricht der Glaube seinen Segen
Ueber den verlornen Sohn.

Ist nicht deine Bundesschwester,
Dämmerung, die Traulichkeit?
Nur durch euch, ihr lieben Beiden,
Werden unsre schönsten Freuden
Zur Vollendung eingeweiht.

Kommt, ihr treuen Bundesschwestern,
Hand in Hand! o kommt zu mir!
Wünsche, die nicht Kronen neiden,
Wünsche nach den stillsten Freuden
Weckt der Abendstern auch hier.

Und ihr zaudert? Mir zur Seite,
Mir zur Seite bleibt es leer!
Mit des Abendsternes Glühen
Bringt ihr mir nur Phantasieen,
Und Amalien nicht mehr.

An Ludwig von W***.

Rosen, kaum vom Morgenthau begossen,
Werden schon vom Tageslicht gebleicht.
Viel hat der von dieser Welt genossen,
Wer nur einen Jugendwunsch erreicht.

Tausend Jugendwünsche zu erreichen,
Sind die seltnen Seelen vorbestimmt,
Deren Stunden sanft einander gleichen,
Deren Geisteslicht bescheiden glimmt.

Du, du bist es! du, durch dessen Adern
Immer leicht der Strom des Lebens glitt;
Du, der nie mit stürmenden Geschwadern
Flügelfreier Leidenschaften stritt!

Wer sich weise wähnt, der komm' und lerne
Deine Freundlichkeit dir abzusehn,
Lerne dieses schöne Licht im Sterne
Deines schwarzen Auges zu verstehn.

Hoffnungsvoll erheb' ich meine Bitte
Zum verborgnen Weltengenius,
Der des Jugendsinnes leichte Schritte
Flügelt zum vollendeten Genuß.

Nie erdrücke dumpfe Mittagsschwüle
Dieser Stirne wolkenlosen Tag!
Dieser Wangen helles Feuer kühle
Nie des Mißmuths kalter Wellenschlag!

Wenn dann um den schmalen Friedenshügel
Meine Seele müd' und düster irrt,
Weiß ich doch, daß nie im klaren Spiegel
Deiner Brust mein Bild verschwinden wird.

An Psyche.

Hüllte kein geweihter Schleier
Schöner Seelen Urlicht ein;
Läuterte kein höh'res Feuer
Der Gefühle Flammenschein;
Folgten unsren Blumenbanden,
Psyche! Psyche! du und ich,
Bei dem Gott, den wir empfanden,
Psyche, du umarmtest mich.

Psyche! Psyche! So umschlungen,
So im einzigen Verein
Innigster Beseligungen
Du nur mein und ich nur dein!

So den Traum von Seyn und Leben,
Mit dem Myrtengrün umlaubt,
Arm' in Armen durchzuschweben,
Psyche, wär' es uns erlaubt!

Aber Kettenglieder klirren
In der Herzen Doppelklang;
Wünsche pochen und verwirren,
Was der Geist mit Müh' errang.
Viel zu viel hab' ich zu flehen!
Könntest du nur mein Gesicht —
Doch du kannst es wohl verstehen,
Ach! und darfst, und darfst es nicht!

Die Vergangenheit.

Einen, Einen Blick der Fülle
Blicke mir, Vergangenheit!
Um mich liegt die Nacht so düster.
Wecke mir durch dein Geflister
Lichtgedanken vor'ger Zeit!

Ging ich nicht an deinem Arme
Stattlich wie ein Bräutigam?
Frei und froh in Sinn und Miene
Schwärmt' ich wie die Maienbiene,
Unbekannt mit Sorg' und Gram.

Wie mein Herz so kräftig pochte!
Wie mein Blut so heiter rann,
Als du sie mich finden ließest

Die du lange mir verhießest,
Die ich nun nur denken kann!

Wie in Diamant gegraben
Ruht in meiner Brust der Tag,
Jener Tag im Findungsthale,
Den ein Fürst im Marmorsaale
Nimmer nachempfinden mag.

Hättest du statt aller Schäze
Diesen einen Tag allein,
Dennoch würd' ich, wenn in Strömen
Andre Freuden jezo kämen,
Dir die ersten Blumen streun.

Weibeskuß und Mädchenliebe
Achte keiner je gering!
Aber schwach ist Weib und Mädchen.
Glücklich, wer an Spinnefädchen
Nie das Glück des Lebens hing!

Rauher schlagen Männerherzen
An einander, aber fest.
Einverstandne Bundesbrüder
Sehn wie Flammen nicht mehr nieder
Auf des Lebens Aschenrest.

Zeiten, die vom Himmel kamen!
Zeiten, wo kein Tag entschwand,
Eh wir nicht im engen Kreise
Froh und traurig, laut und leise,
Theilten, was uns zog und band!

Hingeflogen! hingeschwunden!
Und auf immer? Brüder, nein!
Mir im Herzen ruft es täglich:
Hoffe fest und unbeweglich!
Euer Bund soll ewig seyn.

Lebenslied.

Auch des Lebens Bestes schwindet.
Rinne, Thräne, nur herab!
Auch die reinste Freude findet
In dem Schlund der Zeit ihr Grab.

Reizend, mit der Wahrheit Schwingen,
Fliegt die freie Phantasie;
Aber das Versprochne bringen
Zeit und Stunde nun und nie.

In der Hoffnung Feenlande
Träumt das Herz von Ewigkeit,
Und erbaut auf dürrem Sande
Schlösser der Vergänglichkeit.

Alle deine zarten Blüthen
Trifft ein kaum gefühlter Nord.
Du verträumst sein stilles Wüthen,
Und — das Paradies ist fort.

Brecht die Blüthen eurer Wonne!
Träumt, so süß ihr träumen könnt!
Sonnt euch an der Morgensonne!
Denn der Mittag drückt und brennt.

Glücklich, wer den Himmel offen
In der Zukunft Nebel sieht!
Aber man verlernt das Hoffen,
Wenn ein Nichts zum andern flieht.

Ossian.

Und es fluthet, es wirbelt
That und Tod und Sieg.
Da donnert die Wolke der Schlacht.
Und die Geister der Väter
Sausen vorüber im Sturme.

Wie Gelispel des Grases
Wallt das sanfte Lied.
Malvina vernimmt es und kömmt.
Aus dem leuchtenden Auge
Blinkt ein Tropfen der Liebe.

Ja, es sanken die Männer!
Eng' ist ihr Gemach.

Der Jäger entdeckt es im Thal.
Graue, moosige Steine
Ehren den sinkenden Hügel.

Und du, Sänger der Männer,
Bist allein noch da.
Dir leuchtet die Sonne nicht mehr.
Söhne kleinlicher Leute
Hörst du lärmen in Selma.

Schlummre, Sänger der Männer!
Du bist noch allein.
Dich fassen die Hörer nicht mehr.
Söhne kleinlicher Leute
Hüpfen am Grabe der Weisen.

Der Wasserfall.

Leise wiegst du dich hin, freundlicher
Spiegelstrom,
Und wie tief du dich wiegst, meldet dein
Lächeln nicht.
Uferwellen, was spielt ihr
So leichtsinnig mit Schilf und Gras?

Horch! wie rauscht es von fern! Kennst
du die Gegend schon?
Sehn und fallen ist eins! aber du glei-
test fort,
Immer näher dem Absturz,
Immer schnelleren Fußes fort.

Schwärmer, hemme den Schritt! Sie-
he, die Wiese lacht!
Sieh, sie winkt dir! und du achtest des
Winkens nicht.
Deine schimmernden Wogen
Ach! zerstieben in weißen Dunst.

„Meine Mutter, das Meer, sandte der
„Erde mich.
„Meine Mutter, das Meer, ruft mir.
Ich werde hier
„Nicht zerstieben. Vom Absturz
„Schäumt mein Weg in das Vaterland.

Nach einem Concert.

Spielen nennt ihr das, ihr Menschen,
Spielen,
Wenn die Kunst, von Geistesmacht gelenkt,
Auf und ab in wogenden Gefühlen
Aufgelös'te Herzen hebt und senkt?

Wenn uns izt mit Donnerschlagserschüttern
Ton auf Ton die starren Nerven schlägt,
Izt, wie klare Bacheswellen zittern,
Sanft sich jede Phantasie bewegt;

Das ist Spielen? Dann, beim hohen
Himmel!
Dann, ihr Menschen, ist nach eurem Styl
Ernst in eurem Biberkunstgewimmel,
Und der Geister leztes Glück ein Spiel.

Der Jüngling.

Wo quellen die Bäche der Freude?
Wo rauschen die Ströme der Wonne?
Geht über die Flächen,
Geht über die Höhen,
Geht über die schäumenden Meere der Weg?

Ich fliege die Flächen zu Ende!
Ich klettre die Höhen hinüber!
Ich schwimme frohlockend
Durch sausende Fluthen
Hinüber, hinüber zur Küste der Lust.

Was steht ihr? was lächelt ihr Wei-
sen?
Was deuten die Thränen der Mütter?
Den Himmel auf Erden
Mir selbst zu erschaffen,
Gab Gott mir die Arme, gab Gott mir
ein Herz.

Liebesschwung.

Wer nicht dann noch lieben kann,
Wenn die Hoffnungen verwehen,
Schwingt sich zu den Felsenhöhen
Treuer Liebe nie hinan.

Seelen, die das Glück besticht,
Sind verwöhnte Freudendiebe,
Lieben jeden Preis der Liebe,
Lieben die Geliebte nicht.

Liebe trägt sich selbst und hält
Ihren Fittich unter Blizen
In sich fest und ohne Stüzen
Wie des Himmels Sternenfeld.

An den Sirius.

Sohn des ewigen Lichts,
König unter den Sonnen,
Winkt dein schimmerndes Auge
Mich in deine Gefilde?

Sind des Erdengeschlechts
Engelverwandte droben?
Ist der irdischen Leiter
Lezte Stufe die deine?

Und du winkest auch mir,
Mir allein, du Erhöhter?
Sah dein schimmerndes Auge
Nie Amalia's Thränen?

Wenn du Thränen verstehst,
Und wir weinen sie beide
Arm in Arme, so wink uns!
Und wir kommen! wir kommen!

Tagesgruß.

Lächelst du wieder, freundlicher Tag,
Bläulich und heiter, schimmernd und schön?
Fürchtest du nicht das Wolkengekräusel
Dort im grauen Südwesten?

Lächle dich näher! Leben entglüht,
Wo du die Knospen schmeichelst und wärmst!
Freue dich der Knospen und Blumen!
Aber blicke nicht weiter!

Glückliches Nichtsehn! Glückliches Herz,
Das nicht am Morgen denket der Nacht!
Kränze der Freude verheißt die Weisheit,
Und reicht uns Kronen von Dornen.

Das Felsenthal.

Du seufzest, Lieber? blickest die schroffe
Wand
Zur Rechten, blickst zur Linken die Wand
hinauf?
Und hingestürzte Felsentrümmer
Decken die Wege durch Dorngebüsche?

Du wendest dich im Kampfe der Weh-
muth um?
Und siehst so starr den steinigen Weg
zurück,
Zurück nach jenen Blumenwiesen,
Wo du die Lieder der Freude sangest?

Denk, Lieber, denk der lieblichen Wie-
sen nicht!
Sie blühn für Andre. Ewige Ordnung
läßt
Nicht einen Fußtritt dich zurück thun.
Geh du fortan! denn dein Ziel ist drüben.

Die Rose.

Saht ihr wohl die Rose sich entfalten,
Wie sie vor Gesundheitsfülle glühte?
Früh gewelkt und ohne zu veralten,
Starb sie bald nach ihrer vollen Blüthe.

Kaum entknospt der grünen Mutterhülle,
Labte sie mit Duft die Atmosphäre.
Stundenleben einer solchen Fülle
Ueberwiegt äonenlange Leere.

Langsam, langsam müssen Wir erkalten
In Fortunens ärmlichem Gebiete.
Blüthenjüngling! ohne zu veralten
Stürbst du gern nach deiner vollen Blüthe?

Ergebung.

Wirklich, wirklich bist du schon verschwunden,
Meines Lebens holder, schöner Mai?
Eh ich noch mir einen Kranz gewunden,
Ist die Zeit der Blumen schon vorbei?

War es das, was ich von Freude träumte,
Als aus ihrem goldenen Pokal
Lust und Fülle mir entgegenschäumte
In der Jugendsonne hellem Strahl?

Laß doch, Herz, dein ungestümes Pochen!
Lächle ruhig, stürmendes Gesicht!
Blumen wie wir sie im Traum gebrochen,
Solche Blumen blühn auf Erden nicht.

Frühlingsklage.

Wie ein junger Gott mit Flammenwangen
Kömmt er da, der neugeborne Mai!
Was empfindet, ruft Natur herbei,
Ihn mit Hymnustönen zu empfangen.

Und dich, Lieber mit der irren Miene,
Weckt dich nicht des Gottes Allgewalt?
Und du blickst, als ob in Dunstgestalt
Dir ein Geist der Mitternacht erschiene?

Dieser Blick, so glühend und so trübe,
Dieser Seufzer, der dir schnell entfuhr,
Sagt es aus: Ein todter Frühling nur
Ist ein Frühling ohne Lieb' um Liebe.

Fragen an eine Nachtigall.

Klagst du wirklich deines Herzens Klagen,
Immerwache Schwermuthsängerinn?
Fließen nicht, wie Weisheitslehrer sagen,
Automatisch deine Töne hin?

O der Weisen! Hätten sie's getroffen,
Was in uns die Kraft des Tones fühlt,
Lehrten sie uns dann wohl minder hoffen,
Als der Sinn der Menschlichkeit befiehlt?

Eines Weg's mit unsrer Herzenshabe
Wandeln alle, die wir klagen, wir.
Sprossen Palmen nicht aus deinem Grabe,
Philothrene, wer verheißt sie mir?

Beruhigung.

Wunderbar! ein heller Sonnentag
Ueberheitert zwanzig Nebeltage.
Wunderbar! die ungestůmste Klage
Schweigt beim ersten freien Herzensschlag.

Wohl uns Allen, daß dem noch so ist!
Wer ertrůge sonst dieß todte Leben?
Doch auf ihren Thron die Freude heben
Muß der Kummer, der sich selbst vergißt.

Ist Fortuna launisch wie ein Kind;
Sind wir Andern, sind wir's etwa minder?
Laß die Frohen fröhlich seyn wie Kinder,
Da wir nur wie Kinder traurig sind!

Entzauberung.

Ueber meine Hoffnungszeiten
Lach' und wein' ich eins um's andre,
Frage mich, wohin ich wandre,
Weiß es nicht, und wandre fort.

Ehmals zeigte man von weitem
Auf mich glücklichen Verirrten.
Keine Rosen, keine Myrten
Duften dem Entzauberten.

Ehmals liebt' ich Tag' und Stunde
Izt vergeß' ich Jahr und Wochen.
Wenn die Wünsche nicht mehr pochen,
Bleibt das Leben doch ein Traum.

Lyrische Jünglings-Gedichte.

Zweite Sammlung.

Die Schöpfung der Liebe.

Sagt, was ist es, daß der Sphären
Wunderbau zusammenhält?
Sagt, was schafft das Reich der Zähren
Zur verschönten Wunderwelt?
Was verschwistert Freud' und Schmerzen?
Was vereinigt Mein und Dein?
Was entrinnt aus vollem Herzen
Oft auf Grab und Leichenstein?

Liebe! Eins und Alles! Liebe!
Du nur, Lebensschöpferinn,
Schufst zum Geist- und Weltgetriebe
Sinn in Kraft, und Kraft in Sinn.

Eh die Sonnen Erden hellten,
Eh sich Herz und Herz erkor,
Bildetest den Plan der Welten
Du dem Allvollender vor.

Des Vollenders Athem wehte,
Und die Welten standen da.
Liebe lenkte, Liebe drehte
Ihre Kreise fern und nah.
Fern und nah in lauten Chören
Tönte, was sich hält und zieht,
Und der Rundgesang der Sphären
War der Liebe Feierlied.

Sonnen und Planeten zogen
Liebend sich magnetisch an.
Liebend stiegen Meereswogen
Gegen Luna himmelan.
Blumen gegen Blumen sandten
Ihres Wesens Nektarduft.

Sonnenstäubchen, die sich kannten,
Suchten sich' in dünner Luft.

Sieh, da rauscht' es! sieh, da fühlte,
Was da lebt, sein Lebensband;
Glühte, suchte, was es fühlte;
Fand es an der Freude Hand.
Wie sich da die Sinne tauchten
In der Wollust Feuermeer,
Gluthen fühlten, Gluthen hauchten,
Schien der Kelch der Liebe leer.

Aber der Vollender wehte
Liebehauch zum zweitenmahl,
Und durch alle Sternenbeete
Fuhr ein heller Götterstrahl.
Sanft erbebten alle Wesen,
Mitempfindend, was geschah;
Denn zur bessern Lieb' erlesen,
Stand der Herr der Erde da.

Wunsch um Wunsch, und Lieb' um Liebe
Säuselte die Sympathie.
Keinen Wirbel wilder Triebe,
Seelenwechsel heischte sie.
Leises Fühlen, tiefes Sehnen
Webte durch des Menschen Sinn,
Und in wundersamen Thränen
Floß der Quell der Wonne hin.

Er nur sie, nur sie im Blicke;
Sie nur ihn, den Himmelssohn!
Beide flehten vom Geschicke
Liebe nur zum lezten Lohn.
Da, im nie gehörten Lallen,
Flog der Treue erster Schwur
Durch des Himmels Sternenhallen
Zum Vollender der Natur.

Von des Unerschaffnen Throne
Weht' und wallt' es nun herab:

Lieb' und immer Liebe lohne
Euch, Erkorne, bis an's Grab!
Lieb' im lichten Geisterglanze,
Mit der Treue Hand in Hand,
Deute mit dem Palmenkranze
Hin zum zweiten Vaterland!

Rundgesang im Frühling.

Lös't ab vom Stamm das Epheulaub
Und schlingt es um die Locken!
Laßt Bücherwiz beim Bücherstaub
Zur Zeit der Maienglocken!
Wer nicht sein Herz in sich begräbt,
Wer nicht nach Rang und Flitter strebt,
Wem Feuerkraft die Brust erhebt,
Der jubl' in's Chor und singe,
Daß Grund und Hügel klinge!

Chor.

Uns klopft die Brust von Feuerkraft
Und freier Lebenswissenschaft.

Der Hügel klingt.
Singt wacker! singt,
Wer hoch den Hut der Freiheit schwingt!

Am blauen Firmamente ziehn
Die Wolken gleich den Lämmern.
Geschloßner wird das Blättergrün,
Uns traulich zu umdämmern.
Was schwirrt der Vogel durch die Luft?
Was tanzt die Mück' im Blumenduft?
Was ist und lebt, das spricht und ruft:
Entsagt dem Sklavenleide!
Wo Freiheit ist, ist Freude.

Chor.

Wir freun uns, wenn die Lerche steigt
Und wenn der Sturm die Aeste beugt.
Der Hügel klingt!
Singt wacker! singt,
Was warm in's freie Leben dringt!

Wer sich sein frisches Blut vergällt
Mit schwülem Mißbehagen,
Für den ist nicht das hohe Zelt
Des Lebens aufgeschlagen.
Wer eins mit seinem Herzen ist,
Der lebt; nicht, wer, mit sich im Zwist,
Fortunens kalte Lippen küßt.
Das Lied muß die erhöhen,
Die in sich selbst bestehen.

Chor.

Mit unserm Sinn und Herzen eins
Genießen wir des Sonnenscheins.
Der Hügel klingt,
Singt wacker! singt
Das Glück, das ihr von Euch empfingt!

Was ist es, das wie Morgenlicht
Dem innern Auge leuchtet?
Was füllt mit hoher Zuversicht,

Wenn Schmerz die Wange feuchtet?
Was ebnet selbst den Felsenpfad?
Was streut der Freuden vollste Saat?
Was lockt zur schönen Männerthat?
Steht auf! Mit Herz und Munde
Lobsingt dem Freundesbunde!

Chor.

Wir stehn, beim feuerhellen Wein
Den Bund des Bundes zu erneun.
Der Hügel klingt.
Singt höher! singt
Das Glück, das Freund in Freund erringt!

Noch nicht gesetzt! Noch, Brüder, fehlt
Die Ros' in unserm Kranze.
Es seufze nur, wer sich's verhehlt,
Nach Kronengold und Glanze!
Nur wem die Liebe Freuden zollt,
Vergißt es ohne Glanz und Gold,

Wohin des Schicksals Kugel rollt.
Wer wird in frohen Kreisen
Nicht Weib und Mädchen preisen?

Chor.

Hoch lebe Weib und Mädchen! hoch!
Und höher noch! und höher noch!
Schenkt ein! Schenkt ein!
Der lezte Wein
Soll Opfertrank der Liebe seyn!

Männerschönheit.

Wohl singt und preis't, wer singen kann,
Des Weibes Zauberglanz;
Doch gab der Kenner Winkelmann
Nicht ihm den Palmenkranz.

Alcibiadisch lächelnd tritt
Der Jüngling stolz hervor,
Und ragt im Ueberwinderschritt
Wie zum Triumph empor.

Da steht er, wie die Eiche stark,
Und wie die Tanne schlank,
Voll Feuerkraft und Lebensmark,
An keiner Fiber krank.

Sein Auge flammt, der Sonne gleich,
Und lächelt mild wie sie,
Und wärmt, wie sie, ein Strahlenreich
In stiller Monarchie.

Die hohe Sinnesfreiheit thront
Auf seiner Felsenstirn,
Und Hoheit, die kein Wahn belohnt,
Und Gaukler nicht verwirr'n.

Die breite Männerschulter beut
Der weiten Welt sich dar,
Zu tragen, was der Schwache scheut
In Glück und in Gefahr.

Ein Herz voll Selbstbestandes hegt
Der Marmor dieser Brust;
Ein Herz, das fest von Liebe schlägt
Und fest von Thatenlust.

Sein Arm schwillt auf von Muskelkraft,
Und fodert laut ein Schwert.
Und weh dem Volk, das neckt und klafft,
Wenn es den Streich erfährt!

Die Weiblein sehn an ihm hinan
In seinem Sonnenschein,
Und flistern: „Seht! das ist ein Mann!“
Und denken: „Wär' er mein!“

Der Mann für uns.

Wer nicht im Freundekreis sich freun,
Sich herzlich freuen kann,
Der mag ein guter Bürger seyn;
Für uns ist er kein Mann.

Chor.

Fort, fort mit ihm!
Wer nie sich herzlich freuen kann,
Der ist und wird für uns kein Mann.

Wer fein docirt mit kühlem Blut
Von Menschenlieb' und Pflicht,
Der ist wohl für die Kanzel gut;
Doch Wir verstehn ihn nicht.

Chor.

Fort, fort mit ihm!
Docentenwort von Lieb' und Pflicht
Ist ärger als ein Strafgericht.

Wen Bückling, Titel, Rang und Geld
Zum großen Manne macht,
Wohl ihm, wenn er sich selbst gefällt!
Hier wird er ausgelacht.

Chor.

Fort, fort mit ihm!
Wen Nichts zum großen Manne macht,
Der werde wacker ausgelacht!

Wer Studia, wie Nachbars Pferd
Die schwere Mühle, treibt,
Der sei gelobt und hochgeehrt,
So lang' er von uns bleibt!

Chor.

Fort, fort mit ihm!
Wer Studia wie Mühlen treibt,
Thut weise, wenn er von uns bleibt.

Wer mißt und zirkelt was er thut
Und denkt und glaubt und spricht,
Der ist für Cabinette gut;
Hier brauchen wir ihn nicht.

Chor.

Fort, fort mit ihm!
Wer zirkelt, wo die Seele spricht,
Der taugt in unsern Zirkel nicht.

Der Plappermann, der nimmer ruht
Und süße Wörtchen käut,
Ist wohl für Assembleen gut;
Uns ist sein Mund zu weit.

Chor.

Fort, fort mit ihm!
Der Plappermann, der Wörtchen käut,
Betrieg' uns nicht um unsre Zeit!

Wer Tiefgefühl verschweigen kann
Und sich zu freuen weiß,
Der ist, der ist für uns ein Mann!
Der komm' in unsern Kreis!

Chor.

In unsern Kreis!
Wer schweigen und sich freuen kann,
Der ist von Herzen unser Mann.

Der blaue Himmel.

Wenn aufgeweckt vom Tageslicht
Mein Auge früh erwacht
Und sieht dich, blauer Himmel, nicht,
So wird mir's wieder Nacht.

Denn mag ich nicht durch's Fenster sehn:
So schwer ist mir's, so dumpf!
Dann möcht' ich wieder schlafen gehn;
Denn Sinn und Seel' ist stumpf.

Doch wenn, dem Blick der Liebe gleich,
Dein Blau in's Fenster dringt,
Dann bin ich wie ein Fisch im Teich,
Und Sinn und Seele singt.

In freie, freie Heiterkeit
Zerrinn' ich ganz und gar.
Wie du, ist meine Brust so weit;
Wie du, mein Auge klar.

Dann mag das Glück den Rücken drehn!
Ich seh' es doch nicht an;
Dann könnt' ich nicht um Gnaden flehn,
Und hing' mein Leben dran.

Dann ist die Welt mein Eigenthum;
Und kann ihr Ruhm erfreun,
So tracht' ich nach dem ganzen Ruhm,
Ein ganzer Mensch zu seyn.

Freiheitslied im Freien.

Wohlauf! wohlauf! und schwingt den Hut
Zur Mutter Sonn' empor!
Nicht wahr? sie glänzt noch eins so schön,
Als wenn wir über Dächer sehn
Aus unserm Nest hervor!

Chor.

Fürwahr, sie glänzt noch eins so schön,
Als wenn wir über Dächer sehn
Aus unserm Nest hervor.

Das wußt' ein altes Edelvolk —
Es ist schon längst nicht mehr —

Das wußte, wer in Städten baut,
Der hat wohl schwerlich zugeschaut,
Was kömmt von Städten her.

Chor.

Wer frei ist und in Städten baut,
Hat schwerlich, schwerlich zugeschaut,
Was kömmt von Städten her.

Dieß Volk — es nannte Deutsche sich;
Der Nam' ist noch bekannt —
Behauptete, daß Sklaverei
Mit Wall und Mau'r umzogen sei,
Und hatte viel Verstand.

Chor.

Wir sagen auch, daß Sklavere i
Mit Wall und Mau'r umzogen sei,
Und haben auch Verstand.

Nun dämmert's uns im Traume vor,
Was deutsche Freiheit war,
Im schönen Traum! doch hin ist hin.
Laßt frei uns seyn in unserm Sinn
Und stolz und offenbar!

Chor.

Nicht unsre Freiheit ist dahin.
Noch sind wir frei nach unserm Sinn
Und stolz und offenbar.

Hier rollt im Wagen kein Satrap
Dem Füßler keck vorbei;
Hier strozt, von Flittergolde schwer,
Kein schmunzelnder Lackey einher.
Im Freien geht sich's frei.

Chor.

Hier strozt, von Flittergolde schwer,
Kein Herr und kein Lackey einher.
Im Freien geht sich's frei.

Im Freien fleht kein armer Wicht
Um Gunst und Gnadenbrot.
Kein Großer sizt in steifer Ruh
Und nickt dem armen Bitter zu:
Uns dauert eure Noth.

Chor.

Wir ruhen hier in unsrer Ruh
Und rufen allen Großen zu:
Uns dauert eure Noth.

Im Freien geht und steht und fliegt
Und lebt's nach Herzenslust.
Die Biene schwärmt, das Lämmchen springt,
Die freie Lerche schwirrt und singt
Aus voller freier Brust.

Chor.

Die Biene schwärmt, das Lämmchen springt,
Und jeder Bundesbruder singt
Aus voller freier Brust.

Wohlauf! wohlauf! Und wer noch glaubt
An Wahrheit und Natur,
Der schwöre Haß der Kriecherschar,
Wie Hannibal am Zornaltar
Den Römerhaß beschwur.

Chor.

Wir schwören Haß der Kriecherschar,
Wie Hannibal am Zornaltar
Den Römerhaß beschwur.

Chor der Chöre.

Es lebe, wer mit Männersinn
Bescheiden um sich blickt!
Es lebe, wer das Rechte thut,
Und dann den deutschen Freiheitshut
Recht fest auf's Auge drückt!

Der Gruß.

Ein trauter Gruß ist Goldes werth,
Ist mehr als Wort und Tand;
Er einigt, wie Natur es lehrt,
Was nie sich sonst gekannt.

Wie Harfenton erfreulich klingt
Ein freies: Guten Tag!
Ein Du, das zu dem Herzen dringt,
Wie Nachtigallenschlag.

Vergebens spricht ein glatter Schranz
Sein Compliment mit Kunst.
Der Wahrheit reiner Spiegelglanz
Verräth den losen Dunst.

Der krumme Rücken, tief gebückt;
Der Fuß, der streicht und scharrt;
Das Wortgewebe, bunt gestickt
Mit Wiz modernster Art;

Das Beifallhungern in dem Blick;
Des Lächelns matter Zwang
Verscheucht des Lebens Bruderglück,
Verstimmt der Seele Klang.

Glück auf zum Gruß, der, Goldes werth
Und mehr als Wort und Tand,
Vereinigt, wie Natur es lehrt,
Was nie sich sonst gekannt!

Vaterlehre.

Sei stolz, mein Sohn, in dieser Welt
Der Kindeseitelkeit,
Wo jeder, der sich selbst gefällt,
Von hoher Tugend schreit!

Genüge dir! Bescheidenheit
Sei dein erkorner Schmuck!
Doch streite mit dem Männerstreit,
Und drücke gegen Druck!

Genüge dir, und bettle nicht
Um Gunst zur Zeit der Noth!
Und tauche nie dein Angesicht
Vor Großen in den Koth!

Genüge dir! thu still und treu,
Was Pflicht und Recht befiehlt,
Und schweige, wenn die Frömmelei
Mit frommen Worten spielt!

Vertrau auf deinen Seelenwerth,
Wenn Kunstphilosophie
In Gallicismen dich belehrt,
Du seist ein weises Vieh!

Und wenn ein Hochgebieter spricht,
Das Recht soll' Unrecht seyn,
So blick' ihm Flammen in's Gesicht,
Und sag' ein lautes Nein!

Pilgerlied.

Nur Hand in Hand den Weg fortan!
So geht sich's wohl und leicht;
Und anders wird das Kanaan
Des Friedens nie erreicht.

Rauh sind die Wege nach wie vor,
Und Nacht und Räuber drohn.
Das Irrlicht hüpft auf schwankem Moor,
Und Mancher glitschte schon.

Doch leitet still und unsichtbar
Die Liebe deinen Schritt,
So sprich Wilkommen zur Gefahr,
Und nimm die Siege mit.

Der Lagerplätzchen Schattengrün,
Wo Lebenslüfte wehn,
Kann nach des Tages Schweiß und Müh'n
Die Liebe nur erspähn.

Und heißt es weiter: Auf von hier!
Hier gilt kein längres Glück!
So hält das Herz, gestärkt von ihr,
Die Thräne sanft zurück.

Drum Hand in Hand den Weg fortan!
So geht sich's wohl und leicht.
Sei's noch so weit, dein Kanaan;
Halb ist es stets erreicht.

Apostrophe an die Zeit.

Könnt' ich dich mit Ketten binden,
Wenn sich Sinn und Seele freut!
Könnt' ich dich in bösen Tagen
Hunderttausend Meilen jagen,
Arges Gaukelwesen, Zeit!

Nie für Immer, Nichts für Alles:
Heißt nicht so dein Losungswort?
Was du schenkst, vergeht im Schenken,
Eh wir's wissen, eh wir's denken,
Ist es schon zur Hälfte fort.

Aber wenn in schweren Stunden
Last auf Last die Seele preßt,
Wenn wir schmerzlich zu dir flehen,
Rascher deinen Schritt zu gehen,
Ja, dann stehst du eichenfest.

Wie so traulich, wie so innig
Lobt' ich dich, Verrätherinn!
Flehte zu dir so bescheiden!
Doch du ließest mir die Leiden,
Und die Freuden nahmst du hin.

Soll ich noch das Wort dir reden,
Dir zum schnöden Zeitvertreib?
Hast du Gutes, mich zu necken?
Hast du Schlimmes, mich zu schrecken?
Geh nur! geh, und bleib' ein Weib!

Wechselgesang.

Er.

Es war ein Tag, da fand ich dich,
Da war mir's heiß und herrlich,
Da sah ich erst zur Sonn' empor,
Da hört' ich erst den Wasserfall,
Da sang ich neue Weisen.

Sie.

Es war ein Tag, da fand ich dich,
Da war mir's süß und schaurig,
Da hört' ich erst die Nachtigall,
Da fühlt' ich erst den Rosenduft,
Da seufzt' ich leise Töne.

Er.

Und hörst du noch die Nachtigall?

Sie.

Und siehst du noch zur Sonn' empor?

Beide.

Ich liebe dich,
Und ewig, ewig, ewig!

An Zephyria.

Wie ein Quell im Sonnenschimmer
Durch die Blumenwiesen tändelt,
Tändelst du mit Freud' und Leid.

Millionen Scherze flattern
Gaukelnd mit Libellenflügel
Um dein Herzchen auf und ab.

Immer freundlich, immer wechselnd,
Lieblich bist du, liebe Kleine,
Aber lieben lernst du nie.

Dichterlehre.

Wenn Gesang im Herzen klingt,
Wallungen die Seele schwellen
Und des Geistes Schimmerwellen
Bilderwerfend sich erhellen,
Wißt ihr, wie das Lied gelingt?

Liebe weckt die Dichterkraft.
Liebe raunte selbst Homeren
In die Brust geheime Lehren,
Wie der Geist sich neue Sphären
Zur Bevölkerung erschafft.

Nur der Liebe Siegespreis
Widersteht des Schicksals Wettern.
Wollt ihr Sterbliche vergöttern,
So gesellt zu Lorberblättern
Ein bethautes Myrtenreis!

Apollo.

Eine Deutung.

Apollo.

Eine Deutung.

Die orphische Philosophie, und vielleicht die Philosophie aller Mysterien der Alten, lehrte den Kern der Wahrheit finden, der in der Schale der Fabel versteckt lag. Ohne die Bildlichkeit zu verwerfen, ohne irgend eine unschuldige Seele aufzustören aus einem Traume, in dem sie sich gut und glücklich träumte, deutete sie denen, die mehr zum Denken als Glauben berufen waren, die Bilder zu Gedanken. Sei's immerhin meist Sophisterei und Uebertreibung, wenn sie die schönen Thorheiten

einer Götterwelt, die in den Köpfen eines schön spielenden Volks entstanden war, zu tiefer Weisheit umgestalteten. Die Idee war doch schön! — Und wissen wir's denn so gewiß, daß alle griechische Götterlegenden früher da waren, als ihre Deutung? Sinn in Nichtsinn absichtlich verhüllen, ist zu Zeiten auch Weisheit.

Laßt uns also einmal fortspielen auf dem Wege des Emblems! Die Wahrheit wagt ja nichts dabei. Und will sich der Gedanke nicht an das Sinnbild anschmiegen; desto besser, wenn er besteht ohne Sinnbild.

* * *

Der Sohn Jupiters und Latonens war der schönste der Götter, kraftvoll und majestätisch wie sein Vater, reizend und lieblich wie seine Mutter. Eine Güte des Schicksals, die selbst den Göttern nicht

immer

immer zu Theil wurde, schenkte ihm ewig blühende Jugend.

Der Zorn seines Vaters verstieß ihn eine Zeit lang aus dem Himmel. Aber auch nur in seiner Verbannung, auf Erden, unter unverkünstelten Naturwesen konnte er wahrhaftige Menschlichkeit lernen. Hier wurde er weich für Leid und Freude; hier liebte er seine Daphne; hier wurde er Erfinder des Saitenspiels und Gesanges.

Die Kunstgöttinnen fanden in ihm einen Führer und Freund. Wohlthätig theilte er die Wissenschaft mit, Kranke zu heilen. Seine Orakel trösteten das Herz der Bekümmerten. Auch als Held zeigte er sich, als er das Ungeheuer Pytho besiegte.

Und eben dieser Apoll war, dem ältesten Mythus nach, Hyperion, der Sonnengott. Was die Welt der Sonne ver-

Bayerische Staatsbibliothek München

dankt, Licht und Feuer, das, wodurch sie ist und besteht, verdankte sie ihm.

* * *

Wollte man mit Fleiß eine Allegorie ersinnen, die alles enthielte, was die Poesie ist, gilt und leistet; wollte man in Compendiengestalt ihr Wesen darthun, so könnte man doch nicht mehr sagen, als dieser Mythus sagt.

* * *

Apollo war schön. Und giebt es Poesie ohne Schönheit?

Aber was ist Schönheit? Wer entzifferte schon dieß unvergängliche Hieroglyph der Natur? wer wußte jemals was Schönheit ist, und wagte es, sie zu definiren? — Und doch ist sie da! so selbstständig als wahrhaftig da! trifft unter tausend Gestalten immer dieselbe Saite empfindender und urtheilender Wesen!

Das Auge mißt so mancherlei Formen. Das Ohr schmilzt so mancherlei Töne zusammen. Der Geist verkettet so mancherlei Vorstellungen. Warum ist Schönheit an gewisse Formen, gewisse Consolgen, gewisse Ideenverknüpfungen gebunden? — Indeß ists so. Wo Verhältnisse möglich sind, da ist auch Schönheit möglich

Schöner Gedankenausdruck einer wahren Empfindung ist das Ziel der Poesie.

Was im Menschen sich regt, will sich äußern. Je lebhafter die Regung, desto stärker das Bedürfniß der Aeußerung. Ohne Befriedigung dieses Bedürfnisses keine Zufriedenheit, kein Genüge, kein zusammenhängendes Seyn. Das Lämmchen springt wie das Kind, und schreit wie das Kind. Aber wo Fähigkeit und Geist ist, da entsteht auch das absolute Bedürfniß, Empfindungen auszudrücken durch Fähig-

keit und Geist. Wo Himmel und Erde mit Allem, was schön und groß an ihnen ist, sich tiefer abdrücken in einer Seele; wo alle Rührungen stärker anschlagen und länger nachklingen, da fehlt auch — sonderbar! — fast nie Fähigkeit und Geist; da hängt nur die Aeußerungsart von den besondern Eigenthümlichkeiten der Organisation ab. Einerlei Bedürfniß macht den Bildner, den Tonkünstler und den Dichter. Aber dasselbe Bedürfniß, verknüpft mit einem übergewöhnlich feinen Auge, macht den Mahler oder Bildner; verknüpft mit einem übergewöhnlich zarten Ohre, den Musiker; verknüpft mit einer übergewöhnlich zarten Denkkraft, den Dichter.

Wo wahre Geisteskraft ist, da fehlet auch Schönheitssinn nie, wenigstens nicht auf die Länge. Es scheint, als duldete

die Natur auf ihrer Höhe keine Dissonanzen. Schöne Gedanken sind nicht immer Dichtergedanken; aber jeder Dichtergedanke ist schön. Wer nur vermöchte, das unsichtbar feine Gewebe aufzulösen in seine Fädchen, um philosophisch zu sagen, warum er schön ist, ohne irgend etwas zu übersehen, was zum Totaleindruck mitwirkt! Darüber wird indeß kein Zweifel seyn, daß Wahrheit, Neuheit und zarte Erregung der Nebengefühle einem Gedanken Leben und Schönheit zum Theil geben muß. Die übrigen Operationen des Gemüths, wodurch das Totalgefühl entsteht, — werden sie nicht immer der Beobachtung zu subtil bleiben?

Ohne psychologische und ästhetische Zergliederung fühlt sichs beym ersten Anblick eines Kunstwerks, beym ersten Lesen eines Gedichts, ob es ein Werk der Gei-

steskraft ist, oder ein Werk der Künstelei. Diese will nur nachahmen, gleichviel was; mahlt einen gespickten Hasen so sorgfältig wie eine Madonna; fabricirt Nürnberger Waare in Prosa und Vers. Aber das Werk des Geistes ist Abdruck des Geistes. Ernstlich oder spaßlich lebt es immer von Wahrheit, Schönheit und Gefühl.

Lernen und Suchen möchte da wohl klüger machen; aber klug macht es nicht. Was man Bildersprache, Tropen, Wendung nennt, ist, wo es wahrhaftig wirket, da, ehe der Verstand etwas davon weiß, und fließt zusammen in ein ursprüngliches Ganzes.

* * *

Apollo genoß einer ewigen Jugend; und wenn Rousseau, der so manchen Schatz aus den Tiefen des Herzens grub, Recht hat, so ist der vollendete Mensch

ein vollendeter Jüngling. Da ist noch frische Treibkraft, unabgezehrt durch Sorgen, unzerdrückt durch nothwendiges Schrauben in die Lage der Noth. Da ist noch lauterer Selbstgenuß, unbefangener Sinn, heiteres Hinblicken in die Natur, kühnes Emporstreben nach Wirksamkeit, flammende Liebe für's Gute, zermalmender Haß gegen Boßheit und Unrecht. Die Jugend ist die Poesie des Lebens.

Hört, ihr marksüchtigen Klügler, die ihr euch groß bedünkt, von der Höhe der reifern Jahre mitleidig herabzusehen auf eure Jugendspiele! fragt an bey eurem Bewußtseyn, ob ihr im Ernst reifer geworden seid; ob die Weisheit wieder gewonnen hat, was die Unschuld verlor? Blasphemirt nicht zwischen euren Rechnungen hervor den Göttertraum eurer Jugend!

* * *

Apollo lebte als Hirt eine Zeit lang unter den Menschen. Und so mancher meint, es sei gethan, wenn der Geist mit nichtigen Ideen Dinge darstellen will, wovon nie etwas in eines Menschen Auge und Ohr gekommen ist! Den Himmel kennen wir nicht, wohl aber die Erde. Und was ist denn der vollkommenste Himmel für uns anders, als eine verschönerte Erde?

Willst du ein Dichter seyn, so habe vor allen Dingen die menschliche Natur recht herzlich lieb; denn sie ist und bleibt der Hauptpunkt aller Poesie, die für Menschen bestimmt ist. Die schönste Landschaft ist todt, wenn kein lebendiges Wesen sie mitbelebt; die schönste sogenannte poetische Beschreibung läßt uns kalt, wenn sie nicht auf Leben Beziehung hat.

Das Interesse der Menschlichkeit ist der Poesie so wichtig, daß sie es nicht einmal

gern sieht, wenn es zertheilt wird. Wo ist ein größeres Gewühl von Empfindungen, als in einer Schlacht? Aber beschreibt eine Schlacht vollkommen schön, und habt darin keinen Haupthelden; in wenigen Minuten ermüdet uns euer Gemälde. Wir mögen uns nicht ins Unendliche zerstreuen. Wo wir zu vielerlei fühlen sollen, fühlen wir gar nichts.

* * *

Apoll liebte seine Daphne. Und von welcher Seite auch Sitten- und Kunstrichter die Sache ansehen mögen, die Liebe ist für die Poesie eine so wichtige, so unerschöpfliche Empfindung, daß noch tausend Jahre etwas Neues von ihr gesungen werden kann. Wo strahlen alle Empfindungen so zusammen in einen Brennpunkt; wo sind die Schattirungen so mannigfach; wo liegt so viel Poesie in wenigen Worten, als bei der Liebe?

Delos ubi nunc, Phoebe, tua est?
ubi Delphica Pytho?
Nempe Amor in parva te jubet esse
casa.
Fabula nunc ille est; sed cui sua cura
puella est,
Tabula sit mavult, quam sine amore
Deus.

* * *

Saitenspiel und Gesang waren Apolls Erfindung. Sollen wir daraus nicht deuten, daß nicht nur beide Künste zusammen gehören, sondern daß vollkommene Poesie schon Musik an sich seyn muß? Ließe sich nicht beweisen, daß sie's dann eben am meisten seyn muß, wenn ihr die Musik nicht aufhelfen kann? Ist nicht Rhythmus und Melodie dem Lehrgedicht noch wichtiger, als der Ode?

Aber wohl verstanden, Rhythmus und Melodie ist mehr als üppiger Klang.

Männlicher Rhythmus bedarf zu Zeiten der Dissonanzen.

* * *

Ob Wissenschaft und Gelehrsamkeit die Geisteskraft hebt, oder niederdrückt, wollt ihr wissen? Apoll, lieben Freunde, war Musaget, Anführer des Musenchors.

Wissenschaft ist eine köstliche Schazkammer, aus welcher der Dichter sich bereichern kann, wie der Denker. Durch Kenntniß wird die Wahrnehmungskraft geschärft, die Phantasie bereichert, die Empfindung vervielfältigt. Durch Kenntniß allein vermögen wir hinauszublicken über den engen Kreis, in welchen, besonders in unserm Stubenjahrhundert, die eigne Wahrnehmung eingezwängt ist.

Aber die Musen folgten dem Apoll, nicht Apoll den Musen. Wer reich ist in sich, der liebt die Wissenschaft als eine begüterte Freundinn, die uns aushilft zur

Zeit der Noth. Aber ein einziger heller Naturblick frommt dem Erfinder mehr, als ein ganzer akademischer Cursus. Wo lebendiger Sinn entscheidet, was kann da ein Bild bedeuten, das, in Buchstaben dargestellt, die langweilige Reise durch den Verstand in die Imagination gemacht hat?

* * *

Aber warum war Apoll ein Arzt? warum gab er Orakel? warum kämpft er mit Drachen? Wie deutet das auf die Poesie?

Für rohe Sinnenmenschen konnte der wahre Stand des Dichters nicht merklicher bezeichnet werden, als so. Die Wunden des Herzens heilen, Sorge und Unruhe zerstreuen, das Ungeheuer des Egoismus bekämpfen durch Töne der Sympathie. — O könnte man's doch den Körpern begreiflich machen, daß Seelen auch Bedürfnisse fühlen!

* * *

Alle Kraft und Nüzlichkeit der Poesie läßt sich nicht schöner zusammenfassen, als in dem Bilde der Sonne, das auch Apolls Bild war. Die Philosophie und die Wissenschaften wirken zunächst auf den Verstand; die bildenden und tönenden Künste zunächst nur auf Sinn und Herz; die Poesie direkt auf die ganze Seele. In ihr ist Licht und Wärme Ein Strahl des Lebens.

Nicht als ob das reine Licht der Wahrheit verdunkelt werden sollte. Aber laßt uns doch am Tage nicht vergessen, daß der schönste Lebenszustand weder Tag noch Nacht, sondern Dämmerung ist. Diese Dämmerung des Geistes, in der die Seele am süßesten lebt, gewährt uns die Poesie.

Und du, frommer Moralist, laß dich deinen gutgemeinten Eifer nicht zum Thoren machen; entsage der Asceten-Foderung, daß jeder Gesang ein Hymnus oder

so etwas seyn soll. Begreifst du denn nicht, daß Sitten- und Pflicht-Pedanterie unter allen Pedanterieen die verderblichste ist, indem eben dadurch den Sitten und der Pflicht der größte Nachtheil zuwächs't? Oder hörst du das gern, was du immer hörst? —

Poesie ist Luxus des Herzens, aber noch etwas mehr. Der Genuß des Schönen ist uneigennützig und rein, und weckt das Gefühl des innern Adels. Im Schwunge der ganzen Seele übt sich jede Kraft, und solcher Uebung erfreue sich, wer fähig und willens ist, von seinen Kräften noch einen andern Gebrauch zu machen, als der Stier vor dem Pfluge.

Abelard's Antwort

an

Heloise.

Abelard an Heloise.

So ist er doch auf ewig nicht verloren,
Der Myrtenkranz, den unsre Liebe wand?
So reicht mir aus geweihten Klosterthoren
Die Freude weinend noch einmahl die Hand?
Du liebst mich noch? Am Morgen deines Lebens
Hinabgeschmettert in die Felsenkluft,
Wo ihr zurückgeworfnes Ach! vergebens
Die Andacht zwischen Höll' und Himmel ruft,
Du, die vom ew'gen Untergang zu retten
Vielleicht ein eigner Engel niederstieg,

Du schmiegst dich in die schon zerriß'nen
Ketten
Und seufzest weg der Gnade schönen Sieg?
Du liebst mich noch? —
Vergebung, Rächer droben!
Es kniet vor dir ein treues Sünderpaar.
Auch mich verräth, wenn gleich mit lei-
sern Toben,
Ein Herz, das sonst des Heiles würdig
war.
Ich sollte schreiend in mich niederschaudern
Und niederstürzen mit zerknirschtem Sinn;
Und süße Thränen, die im Auge zaudern,
Bekennen, daß ich ein Verstockter bin.
Es säuseln neue Wollustmelodieen
Mit Nachtigallenwirbel um mein Ohr.
Beklommne Rückerinnerungen ziehen
Mein Herz im langen Athemzug empor.
Es wallt und wogt in meines Lebens
Tiefen;

Mir glüht die Stirn; mein Innerstes ist
wach!
Gefühle, die auf Dornen starr entschliefen,
Erweckt auf Rosen Heloisens Ach!
O könnt' ich — Oh! ich ärmster Selbst-
verräther! —
Noch such' ich Blumen auf verbotnem
Pfad? —
O ich unseligster der Uebelthäter!
Ich bin zu schwach zur schönen Uebelthat.
Ein Andrer kann sich auch im Fallen ehren;
Mir blieb zum lezten, schmerzlichen Ge-
winn
Auch nicht einmal der Trost, mich zu be-
kehren;
Denn das Verbrechen ist für mich dahin.
Was frommt dir's im verlornen Para-
diese,
Was frommt dir's, hohe Palme, daß du
grünst?

Brich nur die Zweige! brich sie, Heloise!
Mein Weigern ist ja doch nicht mein Verdienst.

Uneingedenk der schauerlichen Rüge,
Zu der mein Name Wort und Losung ist,
Hast du, Erkorne, dieses Namens Züge
Statt dessen, der sie niederschrieb, geküßt?
Geküßt im Nachgefühl der Flammenstunde,
Die noch in meinen welken Adern brennt?
Geküßt mit warmen, liebevollem Munde
Das todte Nichts auf kaltem Pergament?
O Schattenspiel verwöhnter Phantasieen!
Erquick' auch den, der selbst nur Schatten ist!
Erquicke den, der nie mit vollem Glühen
Den Kuß der Wechselliebe wiederküßt!
Von Namen und von Zeichen will ich leben,

Will Heloise! rufen früh und spät.
Wenn meine Lippen im Gebete beben,
So laute Heloise! mein Gebet.
Auf jedes weiße Blatt will ich ihn mahlen,
Den Namen, der an meiner Stirne glimmt.
Die Sonne les' ihn mit den ersten Strahlen,
Und les' ihn wieder, wenn sie Abschied nimmt!
Er fliehe hin, der Friede, der — ich ruhte
In dumpfen Träumen — tröstend zu mir kam.
Ich hatt' ihn mir erkauft mit meinem Blute,
Und geb' ihn weg für ewig süßen Gram.
Den kann der Reue Geißel nicht vertreiben;

Der folgt mir, wenn dieß Sündenhaus
zerstiebt;
Der soll mir auch im Schlund der Bü-
ßung bleiben,
Wenn es dort oben keine Gnade giebt. —

O Heloise! spielt um deine Sinne
Ein schöner Traum beim Namen Abe-
lard,
So labe, lab' am nichtigen Gewinne
Den Busen, der auf mich vergebens
harrt!
Und bleicht der Schmerz das Flammenroth
der Wange,
Und stirbt der Wunsch, der nie sein Un-
recht büßt,
So weine, weine Trost dir selbst, so lange
Der Thränen bald versiegte Quelle fließt!
Nur weine nie des Vorwurfs Marter-
thräne!

Der Vorwurf, der den lezten Wahn ver-
klagt,
Ergreift mich, wie auf Gräbern die Hyäne
Um Mitternacht an mürben Leichen nagt.

—

Wer hat zuerst von unsern weisen
Thoren
Die Hoffnung lezte Trösterinn genannt?
Er hatte Hab' und Gut vielleicht verloren;
Verlust der Liebe hat er nicht gekannt.
Und wenn dem Herzen Alles würd' und
bliebe,
Dem Herzen, das sich gar nichts mehr ver-
spricht,
Zum Himmel würd' es staunen; aber Liebe
Will Liebesglück, und alles Andre nicht.
Mir sprossen, blühn und welken keine
Blüthen.
Und folgt dem Herbst der Lenz im Wech-
selflug;

Mir die gewes'nen Freuden zu vergüten,
Ist selbst die Möglichkeit nicht reich genug.
Drum fliege nur aus meinem engen Kreise
Die Hoffnung dem entflog'nen Glücke nach; —
Sie tröste, wo sie kann, nach ihrer Weise;
Mir wird ihr Flisterton zum lauten Ach!
Ein andres Wesen, trauriger und milder,
Und näher mit dem Liebenden verwandt,
Sie, die der Schmerzen todtenfarbne Bilder
Verlieblicht mit erfahrner Künstlerhand;
Sie, der nur Träumer Dank und Opfer bringen,
Weil sie auf Wirklichkeiten nie verweis't,
Die, weil sie nicht mit Amoretten-schwingen
Von Wunsch zu Wunsche gaukelt, Schwer-muth heißt;
Vor dieser Gottheit, wo ich Gnade finde,

Entströme meiner Klagen freier Lauf!
In ihrem Tempel stell' ich ohne Sünde
Zur Andacht Heloisens Bildniß auf.

Komm, Himmelsbild! enthebe dich dem Staube!
Laß mich den Schleier dir vom Auge ziehn!
Komm mit mir in die Nachtigallenlaube,
Wo Flieder und Jasminenranken blühn!
Sieh, wie die graue Mauer gegenüber
Der Epheustamm mit tausend Armen herzt!
Hör', wie die Meise flistert, wenn ihr Lieber
In leichten Flügen ihr vorüber scherzt!
Was wogt der Zweig an jenem Apfelbaume?
Ein trautes Pärchen flatterte hinein.
Jezt muß es sich im unbewußten Traume

Auf schwankem Liebesbett zusammen freun.
Und ich — Oh! diese Bilder jagen wieder
Die weggeweinten Qualen auf mich zu,
Und drücken meine matten Augenlieder,
Und foltern mich aus meiner Thränenruh.
Das war es nicht, warum ich, Gnade bittend,
Dich in die Nachtigallenlaube zog.
O Wahnsinn, Wahnsinn, der mein Herz zerrüttend
Mich noch einmahl aus dem Gelübde log! —

Was wollt' ich? — Ja! Dir Hand in Hand erzählen,
Was seit dem Tage, wo mit Donnertritt
Der Rächer kam, sich selbst dir zu vermählen,
Ich Büßer hier im Mönchsgewande litt.
An jenem Tage, als ich, dir entrissen

Durch unsres Meuchelmörders freche
Hand,
Kaum aus des Todes ersten Finsternissen
Den Dornenweg zurück in's Leben fand,
Da starrt' ich, hingestreckt auf hartem
Bette,
Die nackten Wände meines Kerkers an,
Betäubt, als ob ich nichts verloren hätte,
Bis Thrän' auf Thräne brennend Raum
gewann.
Da faßte sausend mit der Hölle Tücken
Ein wildes Fieber mich, und zerrt' und
zog
An jedem Nerven, bis vor meinen Blicken
Weitauf die Pforte meiner Leiden flog.
Dich sah ich, dich! In allen deinen
Mienen
War keine Liebe mehr für Abelard.
Des Vorwurfs und der Reue Schauder
schienen

In deinen tiefen Zügen eingestarrt.
Kein Mitleid für den armen Hingewürgten
Im Auge, das so oft sich mir ergab.
Aus Blicken, die sonst Wunsch um Wunsch verbürgten,
Schoß Flammenpfeile die Verzweiflung ab.
Auf riß ich mich von meinem Krankenlager;
Auf raf't' ich, diesem Tode zu entgehn.
Umsonst! — Ich sah dich hingekrümmt und hager
Bald über mir und bald zur Seite stehn.
Wild und verwüstet hingen deine Haare;
Bald lehntest du, im Zittern fürchterlich,
Mit einer Hand dich fest an eine Bahre,
Und drohtest mit der andern gegen mich.
O hätte da aus aufgerißnem Schlunde
Die Hölle selbst mir Flammen zugegähnt,

Ich hätte mich gefühlt in meiner Wunde
Und zu den Seligen entzückt gewähnt.

Wie eine Winterschwalbe, unbedächtig
Erwärmt und ihrem Schlummertod' entweckt,
Belebt, und ihres Lebens doch nicht mächtig,
Die matten Flügel hebt und senkt und streckt,
So fand ich mich, als nach der Todtenpause,
Wo mir das Fieber aus den Adern wich,
Zum erstenmahl ich aus der dumpfen Klause,
Am Stabe wankend, in den Garten schlich.
Ich sah in Blumen, Busch und Baum dasselbe,
Dasselbe hier, und dort dasselbe nur.
Des Himmels hohes, sonniges Gewölbe
War mir die Todtenhalle der Natur.

Je mehr ich der Gesundheit Wieder-
kehren
In jedem stärkern Athemzug empfand;
Je tiefer sich aus allen Lebensröhren
Mein Klageton vom matten Herzen wand,
Je minder war ich fertig und besonnen
Zur Reue, die ich nicht umsonst vergaß.
Ich lechzte nach den hingeschwundnen
Wonnen
Und hielt die Büßung an der Freude
Maß.
Die Liebe, rief ich, schlingt uns sanft zu-
sammen,
Die Frömmigkeit vereinzelt wie der Tod.
Die Frömmigkeit mag Irrende verdam-
men,
Die Liebe weiß von keinem Strafgebot.
Was bet' ich, wenn ich nirgends wieder-
finde,
Was mein Gefühl mit süßer Gnüge letzt?

Was büß' ich, wenn den Augenblick der
Sünde
Ein Leben voller Beß'rung nicht ersetzt?
Was sing' ich Chorgesang und Friedens-
psalme?
Viel lauter regt sich mein verbotner
Schmerz.
Was greif' ich nach der dargereichten
Palme?
Sie duftet nicht wie meine Blum' in's
Herz.
Ein Heiliger weiß nichts von meinem
Heile.
Sein Herz ist, wie sein Bild, im Tem-
pel stumm.
Mir gilt von Heloisen Eine Zeile
Mehr, als ein ganzes Evangelium.

So, Heloise, schweift' ich Gottvergessen
Im Labyrinth der Besserung umher.

Umsonst empfand ich des Gewissens
Pressen;
Schön blieb mein Unrecht, und die
Buße leer.
Von der Entsagung kalter Hand geleitet,
Und von der Schwermuth Balsamhauch
umkos't,
Fand ich nur Thränenwohl für mich
bereitet
Und dürstete nach keinem andern Trost.
Ich fing im Garten Pflanzen an zu stecken
Und impft' und senkte junge Reiser ein;
Ich flocht' und bog an Lauben und an
Hecken
Und merkt' auf Regen und auf Sonnen-
schein.
Oft schimmerte die frühe Himmelsröthe
Auf meine Hände, naß vom hellen Thau.
Oft sah ich noch, wenn schon der Abend
wehte,

Nach

Nach meinen Rosen durch das Dämmer-
grau.
Ich zog dein Bild zu meiner Schatten-
stätte;
Es ließ mich fühlen, daß ich mich betrog:
Ich führt' es hin an jedes Blumenbette;
Es pflückte nicht die Rosen, die ich zog. —
Dann ließ ich Gründe mit einander
streiten,
Bestimmte der Begehrung Ziel und Maß,
Und lernte, wie in meinen goldnen Zeiten,
Mit Fleiße, was ich allzuoft vergaß.
Dann zog ich Deutung aus der Näh' und
Ferne,
Wo nur ein Denker Licht und Ordnung
sieht.
Zum hohen Harmonienlauf der Sterne
Verwies ich mein zerrüttetes Gemüth.
Ich wandte mich an alle Seelenärzte,
Und alle kannten ihren eignen Sinn;

Doch wo es nur in meinem Sinne schmerzte,
Da fiel kein Tröpfchen ihres Balsams hin.
Und als ich mich zulezt im Büßen übte,
Versündigt' ich sogar am Heile mich.
Dich endlich zu vergessen als Geliebte,
Dacht' ich als Gattinn, Heloise, dich.
Die Gottesmutter mußte deinen Zügen
Den Abstrahl ihres Tempelbildes leihn;
Ich sah das Kind auf ihrem Schooße liegen,
Und träumte, träumte — Gott! — es wäre mein.

Nun deute dir, warum ich kaum den Schauer
Der stürmenden Erschütterung ertrug,
Als in das tiefe Dunkel meiner Trauer
Die helle Flamme deines Briefes schlug.

So stehn vielleicht die Heiligen und
wenden
Den Blick vom Throne, der die Himmel
trennt,
Wie ich da stand, in meinen beiden
Händen
Dieß unsrer Herzen neue Testament.

Und dieser Brief, an den ich innig
glaube,
Mein lezter Kummer und mein leztes
Glück,
Der ruft aus diesem Nacht- und Grabes-
staube
An deinen, deinen Busen mich zurück?
Noch einmahl soll ich hören, fühlen,
sehen
In dir und mir dieß eine Ich und Du?
In deinem Athem meines Namens Wehen,
Wie Maiendüfte spielt' es auf mich zu.

Und wenn ich komme, sehe dein Erröthen,
Sonst meines Sonnenaufgangs Morgen-
roth,
Und — oh! — dein Auge bietet dem
Asceten
Das Alles, was es sonst dem Manne
bot,
Dem Manne — — Laß mich! laß mich,
daß ich sterbe!
Beschwöre nicht den Schatten noch ein-
mahl!
Es ist vergebens! Die zerschlagne Scherbe,
Sie war, sie war ein schimmernder
Pokal.
Ich komme nicht. —
Ob es wohl Unrecht wäre,
Dir zu gehorchen, weiß und denk' ich
nicht.
Dein Ruf ist meines Herzens Rath und
Lehre.

Ein Wunsch von dir löſ't jeden Schwur
der Pflicht.
Erdrückt von einer unerhörten Bürde,
Wie soll ich wählen zwischen Geiſt und
Sinn?
Erſt müßt' ich wiſſen, wem ich folgen
würde,
Wenn ich das wäre, was ich nicht mehr
bin.
Doch du, Geliebte, biſt noch Eine Blü-
the.
Dein Busen wogt von freier Lebensgluth.
Wie? wenn ich nun, getrennt von dir,
verhüthe,
Was sonſt die schöne Seele Böses thut?
Wenn ich mir dieß Verdienſt erringen
möchte,
Das einzige, das meine Kraft erreicht?
Dann böteſt du mir ſterbend deine Rechte!
Dann segneteſt du unſern Bund vielleicht!

Vielleicht — Nein! nicht so! kann ich nicht, dem Rufe
Des höhern Rechts gehorsam, mich kastei'n,
So soll dieß Herz auf seiner untern Stufe
Doch nie dem Mund' ein Heuchelwort verzeihn.
Von Scham und Sehnsucht hin und her gerissen,
Nicht vom Gedanken an die beß're Welt,
Gesteh es frei, verzweifelndes Gewissen,
Es ist die Kette, was den Sklaven hält!
Denn könnt' ich, könnt' ich, wie ich möcht' und wollte,
Ich flög', und wenn auch flammend gegen mich
Ein Himmlischer mit Wolken dich umrollte,
Ich flöge zu dir und umschlänge dich;
Ich wagt' es deine Seele mit zu tödten;

Und spaltete sich dicht vor uns ein Grab,
Und säh' ich Bliz auf Bliz die Tiefe rö-
theu,
Ich stürzte dich an meiner Brust hinab.
Wohl spräche dann ein kalter Tugendhü-
ther
Mit Ernst und Schauder: „Welch ein
Sünder, der!“
Doch flisterte gewiß ein Samariter:
„Fromm war er nicht, und doch ein Mär-
tyrer.“

Und ich, ich selbst erbebe vor den Bil-
dern
Der aufgestörten Krankenphantasie?
Ihr mögt ja, Wünsche, immerhin ver-
wildern!
Ihr stört ja Heloisens Engel nie!
Ich komme nicht. Und wenn du mich aus
Güte

Mit allen süßen Männernamen nennst,
So bin ich doch, ich, der von Leben glühte,
Ein hingeblichnes, schleichendes Gespenst.
Ich komme nicht. Mein Rathen und mein Dichten
Ist, wie ich selbst, von warmen Troste leer.
Der dürre Baum weiß nicht nur nichts von Früchten,
Die kahlen Zweige schatten auch nicht mehr.
Mein Leben ist nur eine Todesstunde,
Und auf uns Beide wartet ein Gericht.
Der Geist des Friedens kühle deine Wunde!
Nur heile die Vergessenheit sie nicht!
Vereinigt brachen wir im Lebensgarten
Die schönste Frucht verbotner Seligkeit;

Vereinigt laß auch sterbend uns erwarten,
Ob der verzeihen will, der gern verzeiht!
Gewähre ohne Scheu und unverbittert
Dem Mitgefühl ein Recht, das ihm gebührt!
Hat mir dein Rufen Mark und Bein durchschüttert,
So gönn' es dir, wenn dich mein Weigern rührt;
Denn ich bin Dein! Nicht lange kann es dauern,
So schwank' ich nieder unter meiner Last.
Mich faßt der Tod mit allen seinen Schauern,
Wie ein Orkan die Felsentanne faßt.
Doch bleib' ich dein! Ich bete mich nicht böser.
Der Fuß der Treue wankt am Grabe nicht.

Und lächelte mir auch kein Welterlöser,
So bliebe doch, dich lieben, meine Pflicht.
Und sollte nicht des Menschensohnes Lächeln
Den Sieg der schönen Menschlichkeit verzeihn,
So werd' ich sterbend Heloise röcheln,
Und ewig büßend unverloren seyn.

Ueber
Schönheit und Kunst.

Erstes Fragment.

Ueber Schönheit und Kunst.

Erstes Fragment.

— Wenn das Zusammenstreben mehrerer Kräfte und Wirkungen auf Einen Punkt des Bedürfnisses nicht für Zweckmäßigkeit gelten soll, was wird denn dafür gelten? und wenn das Zusammlenken der Kräfte und Wirkungsmittel auf Einen Bedürfnißpunkt nicht Kunst heißen soll, was wird denn so heißen können? Ein Künstler ist, wer etwas kann, durch sich selbst und vorzugsweise vor Andern kann, so wie ein Gelehrter derjenige, der viel ge-

lernt hat. Schöne Wissenschaft ist ein Begriff ohne Sinn, wie schöne Gelehrsamkeit. Der Dichter ist ein Künstler, und kein Gelehrter.

Jede Kunst hat ihren Mechanismus. Wo aber dasjenige, was der Mechanismus wirkt, nicht durch sich selbst zugleich mit dem Mechanismus Zweck ist, sondern Mittel zur Erreichung eines andern, wissenschaftlichen oder Natur-Zwecks, da hat ein Mechaniker gearbeitet, ein gebundener, kein freier Künstler. Das Werk des Mechanikers ist, wenn es nicht Vortheil schafft, ein Spielwerk; das Werk des freien Künstlers, wenn es seine ganze Bestimmung nicht in sich selbst trägt, ein Flickwerk. Kunstwerth ist Eins mit Kunsteindruck, und Kunsteindruck ist Befriedigung des Kunstbedürfnisses im Menschen.

Kunsteindruck ist nie einfach, weder im Gedanken, noch im Gefühl; aber zusammenfließend aus Gedanken und aus Gefühl. Der Geist prüft, was das Herz empfindet, nach einer Regel, die nirgends geschrieben steht, und das Herz verschmäht, was der Geist tadelt, nach einer Sympathie, die in sich unabhängig ist vom Geiste. Das Ende des Erkannten und des Empfundenen ist das Wahre im Schönen.

* * *

Das Empfundene ist geistig, wenn es, ohne eins zu seyn mit dem Gedanken, an welchen es sich hält, doch nur durch diesen Gedanken möglich ist. Jeder Gedanke bestimmt ein Verhältniß des Erkennbaren bald zu dem, was außer uns ist, bald zu uns selbst. Auf Verhältnissen

des Erkennbaren zu uns selbst beruht das Geistig-Empfundene.

* * *

Die Griechen hatten ein Wort, das Ordnung, Reiz, Wohlverhältniß und Schmuck, und mit allem Geistigempfundenen in der Welt, die Welt selbst bedeutete. Solch ein Wort haben wir nicht, und können deßwegen einander nicht bedeuten über das wahrhaftig Schöne. Wo dieses sich findet in Erkenntniß und Eindruck, da wird der freie Gedanke nicht geleitet von Rücksicht und Eigennuz, sondern vom Eindruck und Erkenntniß selbst; da verlangt jede Seelenbebung nach Consonanz; da hämmt das Interesse sorglos am Wechselbezug des Einzelnen und des Ganzen, gleichviel, ob Eins oder das Andre in seinen Folgen schädlich, oder ersprießlich sei. Und nur dieß, das uneigennüzig und gei-

geistig Empfundene, ist das wahrhaftig Schöne.

Schöne Kunst und schöne Natur sind Eins; denn nur durch das Kunstvermögen in uns bestimmt sich Ordnung und Zweck in demjenigen, was der Geist zu sich zieht. Das schaffende Selbstprincip, Seele genannt, hat keinen andern Begriff von einer Schöpfung, als den, welchen es durch eigene Kraft realisiren möchte. Die Welt ist schön als Inbegriff alles Erkannten, aber nicht schön im Verhältniß zu den unendlichen Forderungen des schaffenden und bedürfenden Geistes.

* * *

Fühlt, was angenehm, reizend und lieblich ist, so tief ihr könnt und wollt; und ihr habt doch vielleicht nicht gefühlt, was schön ist. Angenehmer ist das reine Weiß eines neuen Gypsabdrucks, als das

alternde Gelb einer Antike. Reizender ist Ganymed, als Apoll. Reizend ist die Jugend im Verhältniß zur Mannheit, und in ihren zärtesten Bestimmungen lieblich. Aber die Kritik aller dieser Bestimmungen macht der Sinn und nicht der Geist, der Richter des Schönen. Der Sinn entwirft eine Linie der Lieblichkeit; aber eine Linie der Schönheit ist ein Unding.

Doch ist es der Geist, der die Verhältnisse des Lieblichen ordnet und prüft und zur Grazie leitet. Nach seiner Regel, von der er aber nie Rechenschafft giebt, proportionirt sich, wie der Theil zum Ganzen, so das Theilchen zum Theile. So wird auch durch Geistesverhältniß die Größe zur Majestät. Die Wölbung der Augenbraune ist bedeutend für die Form der Stirn, die Form der Stirn für das ganze Gesicht, und das Gesicht für

den ganzen Körper. Und wo in einem Körper Alles zu und in einander strebt, da müssen freilich die Augenbraunen des vollendeten Donnergotts den Olymp erschüttern.

Schönes Körperverhältniß ist mehr als Wölbung und Ründung. Wenn der aufmerkende Geist sich erhebt über den Genuß des Weichen und Lieblichen, dann sagt ihm die schwache Venusgestalt zu wenig, und sein Gott wird Apollo. Kraft und Reiz in Einem Bilde ist der Spiegel der vollendeten Dichtung, der lezte Ruhepunkt der Phantasie.

So wie aber die Lieblichkeit den Ton angeben, oder gar allein herrschen kann, so auch die Kraft. In der Athletenform deutet schon jeder Muskel auf Kraft, und ein Herkules steht da wie eine lebendige, Alles niederwälzende Masse. Und schwiege

auch da die Lieblichkeit ganz, so hat doch der Geist Schönheit genug gefunden, sobald er den Wechselbezug des Einzelnen und des Ganzen zu Einem Eindruck gefunden hat.

* * *

Warum würde das Auge überall einen festen Beziehungspunkt suchen, wenn es der vergleichende Geist nicht so wollte? Was geht es das Auge, als Auge, an, ob die Thür eines Gebäudes in dessen Mitte oder zur Seite angebracht ist, ob der Fenster zu beiden Seiten der Mittelthür gleich viele sind oder nicht? Aber der Geist findet keinen Beziehungspunkt in der Ungleichheit, und dringt mit unerlaßlicher Strenge darauf, daß jeder Theil, der an einem Ganzen einzig ist, also nirgends einen Bezug auf seines Gleichen hat, sich bestimme und sichtbar auf das

Ganze beziehe, und weis't ihm daher seine Stelle in der Mitte des Ganzen an. Nicht weil die Natur den menschlichen, und vielleicht jeden andern beseelten und gesunden Körper, nach dieser Regel proportionirt hat, ahmt die Kunst dasselbe in ihren Bildungen nach; sondern weil die wundersame Anordnung der Natur den Foderungen der Kunst genügt, ist der menschliche Körper schön. Laßt die Nase griechisch oder gothisch seyn; das bestimmt freilich eine verschiedene Lieblichkeit oder Unlieblichkeit, deren Kritik das Auge für sich besorgt; aber eine Mißgestalt oder Häßlichkeit erkennt ihr in der gothischen Nase nicht, so lange sie nur nicht schief ist. Nur wenn die Mittellinie, an der sich alles halten muß, was nur Einmahl da ist, verrückt wird, entsteht Mißverhältniß und innerer Widerspruch.

Und was sich nicht zunächst an die Mittellinie hält, muß doppelt oder vierfach u. s. w. aber nie in ungleicher Zahl, und nie in ungleicher Vertheilung zu beiden Seiten der Mittellinie da seyn; wie denn auch die gesunde Natur die beseelten Körper strenge nach dieser Harmonie geformt hat. Sezt dem Menschen, an dem die Natur das Ihre gethan hat, ein Horn vor die Mitte der Stirn; und er ist freilich kein Mensch mehr, aber auch noch keine Mißgestalt. Verrückt dieß Horn auf die eine Seite; und ihr erkennt im Augenblick Mangel oder Ueberfluß, ohne sagen zu können, welches von beiden. Nehmt an, es sei ein Mangel da; und ihr werdet euch sogleich bereit finden ihm abzuhelfen, dadurch, daß ihr auch der andern Seite ein Horn ansezt. Und das Alterthum hat uns gelehrt in seinen Bac-

chus- und Silenenfiguren, deren Schönheit entschieden ist, daß es über diesen Punkt desselben Sinnes war.

Ist das nun Einheit im Mannigfaltigen, was den Geist in schönen Gestalten befriedigt? Was heißt dieß gesagt? Was lehrt es der Kunst? — Wir wollen wissen, an welche Regel die Einheit gebunden ist u. s. w.

* * *

Da der prüfende Geist bei Kunstbildungen keine Regel kennt als sein eigenes, inappellables und geheimnißvolles Bedürfniß, und kein Bedürfniß ausgedrückt werden kann durch Maß und Zahl; so muß freilich bei dem Rechnen und Messen, welches der Nachahmung den Mangel des Geistes ersezen soll, nichts mehr und nichts minder herauskommen, als Steifheit, Geistlosigkeit und Kälte. Hier, spricht

der Kunstkritiker, ist nach der Regel der Antike zuviel, dort zu wenig. Sehr Recht! Aber ist die Regel der Antike eine Zoll- und Linien-Regel? — Ihr, die ihr Säulen und Bogen meßt und berechnet, und sehr wohl daran thut; warum könnt ihr mit euren Zahlen und Zollstöcken nicht hinaus über die alten Bestimmungen der Säule? warum ist Mißverhalt unausbleiblich da, sobald ihr nur den Versuch macht, die antike Form zu verschönern? — Was das Bedürfniß des Griechengeistes befriedigte, kann der Gothengeist auf guten Glauben als ein Non plus ultra annehmen.

* * *

Aeußere Schönheit und innere ist allerdings zweierlei dem Gegenstande, nicht aber dem Wesen nach. Der Geist kann Verhältnisse des Umfangs anordnen, und Verhältnisse des Ausdrucks. Jene bestim-

men den Sinn, diese die Sympathie; aber die Schönheitsregel, das, was der Geist sucht und bedarf, ist als Geistesregel beständig in sich; der Stoff, dem sie angepaßt wird, mag ein Sinnenstoff oder ein Stoff der Sympathie seyn. Aeußere oder Formen-Schönheit ist nicht gebunden an den Gesichtssinn. Sie ist eins mit Correctheit, und mit dieser eine Bestimmung für bildende, tönende und redende Kunst. Ihr Genuß ist zum Theil nur negativ; ein Erkennen der Abwesenheit der Fehler; und wo er positiv wird, ein Erkennen der Zusammenwirkung des Einzelnen auf ein Sinnenorgan, nicht auf die Sympathie. Aeußere Schönheit ist in der Musik und Poesie Tact, Rhythmus und Wohllaut. Innere Schönheit ist das Zusammenwirken aller Bestimmungen des Ganzen, also auch der äußern Schönheit als Mittel und

nicht mehr als Zweck, auf das Gemüth, das Herz, die Seele, wie man es nennen will, dasjenige, was Leid und Freude fühlt und nicht Sinnenorgan ist und, der Vernunft unterworfen, den Menschen zum Menschen macht. An äußerer Schönheit ist Shakespear leicht zu übertreffen, an innerer unmöglich. Das Gefühl der Vereinigung beider bis in den zärtesten Zug macht den Homer zum Gott unter den Dichtern.

* * *

Es giebt eine reine Schönheit, die sich zurückzieht von allem Sinnen- und Herzensstoff und allein auf Vergleichung beruht. Sie erfreut den Mathematiker in einer sinnreichen Rechnung, den Philosophen in einem ähnlichen Schlußgewebe, und uns Alle in wohlgelungenen Fabeln, Räthseln, Charaden u. s. w. Aber

ist dieß eine Schönheit der Kunst, der freien Kunst, die es auf nichts geringeres anlegt, als alle Perceptionskräfte unsres Wesens ohne Zweck und Rücksicht harmonisch zu beleben? Wenn die Fabel, als Fabel, ein Gedicht ist, so ist es das Räthsel, als Räthsel, auch, und jeder witzige Einfall wird ein Kunstwerk heißen müssen.

Der griechische Geist, der jeder Kunstäußerung das Ihre zu geben verstand, gab aus guten Gründen dem Bildner die Lehre, den Ausdruck der Leidenschaft zu vermeiden; aber nirgens verbot er den Ausdruck freier Herzensgefühle. Vielmehr wollte er mit jener Lehre den rohen Sinn hinlenken zum Bedürfniß der innern Verschönerung der Gefühle selbst. So wie im heitern Lichte der Besonnenheit der Künstler arbeitete, so sollte auch das Gemüth dessen, der den Eindruck genoß, sympathetisch

gereizt werden nur durch den Ausdruck solcher Wallungen, die dasselbe Licht nicht verdunkeln. Von Göttergestalten ging, nach der griechischen Phantasie, die Menschengestalt aus. Die Herrschaft des Göttersinns über Wuth und Ungestüm sollte in der Kunst den Menschensinn rühren und jede innige Betrachtung des Schönen, indem sie nur durch den Geist möglich wurde, für das Herz ein Blick in Elysium seyn.

* * *

Schönheit der Kunst ist also mehr als ein Gedankenspiel, und hat Wahrheit des Gefühls zur Basis. Diese Wahrheit, über welche allein die Sympathie entscheiden kann; nicht ein Lehrsaz und nicht eine Maxime, ist für alle Künste eins und dieselbe. Der Ausdruck dieser Wahrheit nach der Regel des Geistes wird anders

in der bildenden, anders in der redenden, und noch anders in der Ton-Kunst bestimmt durch das Eigenthümliche jeder dieser Künste. So ist die Schönheit der Bildnerei an die Natur palpabler Körper, die Mahlerei an Umrisse und Farben, die Musik an Accorde, die Poesie an die Grammatik gebunden. Nur Eine Kunst schließt die Ausdrucksarten aller übrigen in sich, die Schauspielkunst in der Oper.

* * *

Jedes fühlende Wesen findet auf dem Wege des Bedürfnisses den Ausdruck für jedes Gefühl, und vollendet ihn nach dem Maß seines Organs und seiner Eigenthümlichkeit. Aber der wahre Ausdruck des Gefühls ist an sich noch kein Kunstausdruck: Dieser bestimmt sich allein durch die bildende Kraft des Geistes.

Getrieben vom Bedürfnisse zu schaffen und umzuschaffen, sucht der Geist das Gepräge seiner selbst zu verewigen in einem Stoffe der Sympathie. Dann blickt und lauscht er umher in der Natur, sammelt Gedanken, Verhältnisse, Formen und Bilder, und trägt seinen Erwerb zusammen zum Behufe des Ausdrucksmittels, zu dem ihn seine Fähigkeit als Bildner, Mahler, Musiker oder Dichter beruft.

Ist nun Nachahmung der Natur die Grundbestimmung der Kunst? Ohne alles Bedenken müssen wir Ja sagen. Denn eine Regel ohne den Stoff, auf welchen sie angewandt wird, ist ein eitles Gedankenspiel ohne Bedeutung; also auch die Kunst. Woher soll der Künstler das Substract des Schönen, die Wahrheit, nehmen, wenn er sie nicht aus der Natur nimmt? Aber den Kunstwerth des nach-

geahmten Naturbildes bestimmt der Reichthum an Geistesverhältnissen, den der Künstler hineintrug, und daraus, daß Porträtmahlerei der Grund alles Mahlens ist, folgt noch nicht, daß die Phantasie sich nicht über Porträte hinaus heben dürfe.

Nach Einer Regel bestimmt der Geist das, wovon die Sinne sagen, daß es ist, und dasjenige, wovon die Phantasie sagt, daß es seyn könnte. Und was thut die Phantasie, wenn sie darstellt, was noch kein Sinn bestätigt hat? Was kann sie mehr thun, als den Naturstoff in andre Verhältnisse zusammenfügen und uns glauben machen, wir könnten etwas erschaffen? Schöpfung ist nur da, wo etwas Wesentliches entsteht. Phantasieenbilder sind Traumbilder, zusammengesezt aus Erinnerungen, also aus Theilen der Wirklich-

keit, und nur der Zusammensezung nach als ein Ganzes erfunden. Wahrheit hat also die idealische Dichtung so gut als die schlichte Naturcopie, wenn nur kein Theil des Stoffes dem andern widerspricht und die Sympathie das Ganze adoptiren kann. In einer Wunderwelt muß nur Eins mit dem Andern möglich seyn. Ob die Wunderwelt als ein Ganzes überall möglich ist, wer denkt daran, wenn er Freuden der Kunst genießt? —

* * *

Was ein beurtheiltes Werk der Natur oder Kunst für uns werth ist, ist es in uns, in unsrer Vorstellung, werth. Was wird es also heißen, wenn man streitet, ob die Natur verschönert werde durch die Kunst, oder ob alle Kunstschönheit zurückbleibe hinter der Natur? Das Eine ist

so

so wahr wie das Andre. Wenn ein einfältiger Porträtmahler seinen Gegenstand richtig trifft, ohne ihm weder durch Colorit noch durch Schatten und Licht den mindesten neuen Reiz zu geben, so hat er dennoch das Naturbild verschönert; denn der Zusatz der Künstlichkeit in der einfachen Copie fodert uns zu deren Vergleichung mit dem Original auf, ist also eine reelle Vermehrung der Verhältnisse, welche den Geist beschäftigen. Jede Entdeckung eines getroffenen Zuges ist Entdeckung einer neuen Schönheit, wofür das Lob dem Künstler allein gebührt. Aber aus demselben Grunde bleibt die Kunst hinter der Natur zurück, wenn das Naturbild, ganz so wie es ist, dem Geiste genügt. Dann tritt die bekannte Klage des Mahlers Conti in ihre Rechte ein, und das geübteste Auge vermißt am ersten in der

Nachbildung gewisse Schönheiten der Selbstbildung.

Auch das Bewußtseyn der Täuschung in aller und jeder Kunst, dieß Mitempfinden mit dem Unwirklichen, als ob es etwas Wirkliches wäre, kann für den Geist gelten als Schönheitsgenuß; denn auch da entdeckt sich eine neue Beziehung, das Verhältniß des Empfindbaren zu unsrer Persönlichkeit. Die freie Kunst müßte für schöne Kunst gelten, wenn sie auch nichts mehr wäre, als Mittel, uns wissentlich zu täuschen.

So wäre ja auch Caricatur Verschönerung? Mit nichten! Die Caricatur zerreißt alle Verbindungen und Verhältnisse der Wahrheit, ist also in sich selbst das directe Widerspiel der Schönheit. Aber

ob nicht Caricaturmahlerei als Kunst, und als Mittel, einen Totaleindruck des Komischen zu wirken, mit Schönheit vereinbar ist; diese Frage besteht für sich, und beantwortet sich selbst.

* * *

Was bewährt den Geistesrang eines Künstlers? Was anders, als die Erfindung? — Aber der documentirt seine Unfähigkeit und Roheit im Wirken und im Urtheilen, wer dafür hält, daß hier Geschichtserfindung gemeint, und derjenige Dichter der größte sei, der die meisten Erzählungen selbst ersonnen hat. In der historischen Erfindungskunst möchte wol manche Amme allen Dichtern der Welt den Rang ablaufen. Nur da, wo eigene Künstlerweise eigenen Stoff verlangt, ist Geschichtserfindung verdienstlich. Immer

lebendiger und zusammen congruirender Ausdruck, sprechender Geist der Selbstempfindung, eigenthümliches Verknüpfen der Theile und Theilchen des Ganzen; das ist und bleibt der Maßstab der Dichtungskraft. Das ist es, was den Rang Ariosts über Tasso entscheidet.

* * *

Vor allen übrigen Künsten nahm die Poesie von jeher sich das Recht heraus, der Philosophie nicht nur die Hand zu bieten, sondern zuweilen gar schwesterlich einerlei Namen mit ihr zu führen. Sie that wohl daran. Die Sprache, das Ausdrucksmittel der dichterischen Wahrheit, wie der abstracten, führt den Geist zu allgemeinen Gedanken, auch wenn er sie nicht sucht, und knüpft unvermerkt die Ueberzeugung an die Fäden der Illusion. Aber

die Kunst bleibe eingedenk ihrer Bestimmung! Wenn ein Lehrsatz in poetischer Form mehr als ein Machtspruch des Herzens, und ein sogenanntes philosophisches Gedicht ein System ist, dann ist es vielleicht etwas recht Nützliches in seiner Art, aber nimmermehr ein freies Kunstwerk.

* *
*

Von Einheit hebt die Wissenschaft an. Mit Einheit endigt die Kunst. Eine Grundempfindung, was es auch immer für eine seyn mag, fröhlich oder klagend, feierlich oder scherzhaft, weich oder fest, wenn es nur Eine Empfindung ist, muß der Schönheit Unterlage seyn. Wo der Stoff nicht Eins ist, da kann auch das Zusammenspiel der Kunstharmonieen sich nicht verlieren in eine Totalharmonie; da giebt es nichts zu betrachten und nichts zu

genießen, als Fragmente. Einheit des Nachklangs in unserm Gemüth, wenn wir vom Eindruck einer Natur, eines Gemähldes, eines Tonstücks und eines Gedichts zurückkehren in uns selbst, leistet dem prüfenden Geiste die sicherste Bürgschaft, daß er sich nicht geirrt habe, wenn er in dem Erkannten einen seltenen und hohen Geist, einen Genius, geahndet zu haben glaubte.

La Valliere.

Eine historische Novelle.

La Balliere.

Eine historische Novelle.

Daß Fürsten keinen Freund haben können, behauptet ein altes unglückliches Sprichwort. Aber kann ein Fürst auch keine Geliebte haben? Oder ist das weibliche Herz des Schwunges zu einer Höhe fähig, zu der sich das männliche nicht erheben kann, ohne Hinsicht auf Gewinn und selbst ohne Eitelkeit in einem Fürsten noch etwas anders zu lieben als den Fürsten?

Ludwig der Vierzehnte, der sogenannte Große unter den Ludwigen, war nun wol

nicht der Mann, der Anspruch machen konnte auf einen solchen Titel, aber, in seinen frühern Jahren wenigstens, ein Mann, der Liebe verdiente. Warum mußte er aufgefordert werden, Provinzen zu erobern, da ihm Herzen genügten? Hätte er ein Jahrhundert früher gelebt und vom Schicksale statt des Scepters ein Ritterschwert in die Hand empfangen, so würde er überall den Preis gewonnen haben durch Geradsinn, Mannheit und Milde. Sein Verstand glänzte weder in der Ferne noch in der Nähe; aber verfinstert war er eben so wenig. Wenn die schönen Sachen, die an seinem Hofe gesagt und gesungen wurden, für ihn verloren gingen, so empfand er einen großen Theil der besungenen Vorzüge dem Wesen nach vielleicht desto inniger und wahrer. Untadelhaft königlich war sein äußeres Ansehen; hoch

und gedrängt sein Wuchs; sein Gesicht ausgewirkt, regelmäßig und fest; sein Auge groß und gebietend. Der eben so schmeichelnde als ernste Ton seiner Stimme milderte den rauhen Donner des Machtgebots und erhöhte die Melodieen der Liebe.

Solch einem Herzen mußte ritterliche Liebe in eben dem Grade Bedürfniß, wie gemeine Sinnenverirrung entgegen seyn. Zu delikat, um einer Sultansfreude dauernden Geschmack abzugewinnen; zu sehr Mann, um immer auszuharren beym Anschauen — war er nicht der Held, der seines Sieges gewiß seyn konnte, wenn er seine Augen auf ein Weib warf?

Ein pikantes italiänisches Mädchen, Maria Mancini, Nichte des Cardinals Mazarin, zog den ersten Vortheil von der Sinnesweise des aufblühenden Königs. Ohne für schön gelten zu können, nahm sie

troz allem Lärm, den diese erste Liebe Ludwigs in der königlichen Familie machte, sein ganzes Herz in Besiz, und legte es gar darauf an, nicht zufrieden mit diesem ihren misgönnten Herzen, auch den Rang ihres Geliebten zu erobern. Der schwindelnde Jüngling war fast im Begriff, sich förmlich mit ihr zu vermählen. Selbst der kluge Mazarin, geblendet von dieser Aussicht, trat um ein Haar auf die Fallbrücke, die ihm seine kleinliche Eitelkeit legte. Aber schon tönte mit den Klagen der königlichen Familie die murrende Stimme des Volks zusammen. Dem weiland Gallier schauderte vor der Möglichkeit, das reine Gallische Regentenblut, dem Jeder ächte Landessohn seinem Bedünken nach blinden Gehorsam schuldig war, befleckt zu sehen durch gemeines Italiänerblut. Dem Cardinal wurde bange. Maria Man-

cini mußte, so sehr ihre Künste arbeiteten, so brennend ihre Thränen zusammen rannen mit den Thränen des Königs, den Hof und das Land räumen.

Ludwig, der seiner ersten Liebe die gebührende Zeit nachgeweint hatte, heirathete aus Verdruß oder ohne selbst zu wissen warum, Margarethe von Savoyen; fand, wie voraus zu sehen war, im Stande dieser Ehe nicht was er suchte, und sehnte sich nach etwas Anderm. Wohl manche junge Hofdame hätte sich bereitwillig gefunden, ihm die langen Stunden zu verkürzen. Aber was ihm bereitwillige Hofdamen geben konnten, hatte er in der Ehe umsonst. Mehr Beschäftigung versprach ihm die Gemahlinn seines Bruders, Henriette von England, die Schwester Königs Carl des Zweyten von England. Sein Hang zu ihr fand keine üble Aufnahme.

Aber die ganze königliche Familie wurde abermal aufgeregt durch den Gedanken an die Sträflichkeit eines solchen Verhältnisses. Mit großer Selbstüberwindung zog sich der König zurück, sein Gewissen war nun wieder beruhiget, aber dafür auch sein Herz wieder ohne Liebe.

In einer schönen Mondnacht, kurz nachdem ein glänzender Ball bey Hofe geendigt war, ging Ludwig mit einigen Hofcavalieren spazieren in einem Lustwäldchen ohnfern vom Schlosse. Noch nicht lange waren sie da, als sie von weitem einige Bewegungen vernahmen. Sie horchten hin. Sie hörten weibliche Stimmen.

So spät in der Nacht? wandte sich der König an Beringen, seinen damaligen Günstling. Was in aller Welt können unsere Schönen hier noch suchen?

Was sonst, Sire — lächelte der Hofmann — als Freuden glücklicher Liebe, oder Trost gegen unglückliche?

Nun, antwortete Ludwig, in beiden Fällen wird es der Mühe werth seyn, sie zu belauschen.

Die Damen näherten sich, zogen langsam vorüber und verloren sich im Wäldchen, ohne weder den König noch seine Begleiter zu bemerken. Diese schlichen ihnen nach. Man spähte, man horchte. Kein Zeichen einer geheimen Verabredung entdeckte sich. Endlich setzten sich die Damen.

Der König winkte seinen Begleitern, Beringen ausgenommen, sich zu entfernen, wagte mit diesem sich hinan und beide nahmen ihren Stand hinter einem großen Baum, wo sie zwar nichts sehen, aber, ohne gesehn zu werden, destomehr hören konnten. Und was hörten sie? Nichts

mehr und nichts weniger, als eine Dispu-
tation über die große Frage, wer auf dem Ball am schönsten getanzt habe. Die Eine erklärte diesen, die Andere jenen Hofcavalier für den Meister in der Kunst, von welcher die Rede war. Wie bedauerte der König seine verlorne Mühe!

Aber auf einmal vernahm er, daß unter den belauschten Weibern eine war, die nicht recht einstimmen wollte in den kritischen Text der andern und von diesen deßhalb zur Rede gestellt wurde.

Kann man denn, ließ sich endlich die Verschwiegene hören, kann man denn diese Leute sehen, von denen ihr so viel zu bemerken wißt, wenn man den König gesehen hat?

So! erscholl es um sie her. Nur die Majestät also kann das Glück haben, Ihre Augen zu reizen!

Gelassen antwortete die Verschwiegene: Daß unser König kein Privatmann ist, halt' ich für ein Glück, das uns allen zu Statten kömmt. Denn trüge er keine Krone; dürften wir hoffen, daß er uns würde, was die genannten Herren werden können; dann —

„Nun? dann?" fragte Eine aus der Gesellschaft.

Die Verschwiegene füllte ihre Periode nicht aus, schloß aber nach einer Pause an: „doch auch als König muß er gleichgültig machen gegen Alles, was nicht er ist."

Mit berauschten Augen sah Ludewig Beringen an, winkte ihm sehr bedeutend, und beide zogen sich leise zurück, da es schien, als ob auch die Damen aufbrechen wollten.

„Wer war die?“ drängte sich die Frage über die Lippen des Königs, sobald er mit seinem Günstling allein war, „Sie müssen mir sagen, wer sie ist. Sie müssen sie kennen.“

Beringen bedauerte herzlich, seine totale Unwissenheit an den Tag legen zu müssen, und empfing dafür von dem verdrießlichen Monarchen die huldreiche Weisung, seinen Gang zu gehen, aber durchaus kein Wort gegen irgend jemand zu reden von dem, was er im Lustwäldchen gehört hatte.

In einem ganz neuen, allen seinen Erfahrungen widersprechenden, und doch so unendlich süßem Gefühle verloren, stand Ludwig allein da. Sie liebt mich? sprach es in seiner Seele. Eine Unbekannte? Hier an meinem Hofe, wo die Koketterie,

Kunst und Talent aufbietet, sich mir zu empfehlen? hier, wo die Scheelsucht alle freundliche Mienen und bedeutende Blicke belauscht? hier lebt Eine, die mich liebt und sich zurück zieht und schweigt? und ich weiß es nicht, und niemand weiß es?

Die nächtliche Mystik der ganzen Begebenheit hatte ihren Eindruck nicht wenig erhöht. Hätt' ich doch nur einen Theil ihres Kleides, nur ihren Schatten gesehen! war Ludwigs Wunsch. Aber eben dieses, daß er gar nichts gesehen hatte, gab seinem Herzen den stärksten Schwung; denn nun zerarbeitete sich seine Phantasie rastlos an dem Bilde der Unbekannten, ohne es zu seiner Befriedigung zu entwerfen. Der Ton, mit dem sie die wenigen Worte sprach, klang unaufhörlich in seinem Innersten nach; denn dieser Ton war

das Einzige, was er eigentlich von ihr gewiß hatte.

Wer hätte an Ludwigs Stelle die Nacht durch schlafen können nach einer solchen Entdeckung? Und doch mußte Ludwig, der des folgenden Morgens gegen seine Gewohnheit früh aufstand, noch einige Stunden warten, ehe ihn sein Beringen so viel zur Nachricht bringen konnte, daß die bewußten Damen aller Wahrscheinlichkeit nach Hofdamen bei Madame, der Gemahlinn des Bruders des Königs, gewesen seyn mußten. Wieder ein seltsames Glied in der Kette der Dinge! Der König sollte nun seine Geliebte aufsuchen am Hofe der Frau, mit der er selbst noch in einer Art von Herzenszusammenhang stand. Jezt wollte er es wagen; jezt scheuchten ihn Besorgnisse wieder zurück. Endlich ge-

wann der Muth das Spiel. Der König ging zu Madame.

Mit verschlingenden Blicken raffte sein Auge alle anwesende weibliche Gestalten zusammen. Nicht minder geschäftig war Beringen, der sich in tausend Nöthen und Bedrängnissen fühlte, bis er seine schwankende Hofmannsreputation bey seinem ungeduldigen Herrn wieder auf festen Fuß gestellt hatte. Eine bekannte Schöne, ihr Name geht uns nichts an, fiel ihm auf. Hastig drängte er sich an den König und flisterte ihm zu: das wird sie seyn, Sire! — Aber Ludwig hatte nicht sobald die Stimme dieser bekannten Schöne vernommen, als er ihr den Rücken zukehrte und sich nach Beringen nicht wieder umsah. Jetzt entdeckte er aber auch eine Gestalt im Hintergrunde, die mit bedeutsamen, halbgesenkten Augen da stand. Der Schleier

der Schüchternheit lag auf allen ihren Mienen. Ludwig redete sie an. Sie erröthete bis zum Glühen. Sie antwortete gebrochen. Sie wars.

Ihr zu Füßen sich hin zu werfen, das hätte der freudetaumelnde Monarch so gern gethan. Aber in dieser Gesellschaft? Ein Gedanke an die Eifersucht von Madame schnitt ihm wie ein Messer ins Herz. Er warf der Theuren nur einen Blick zu, und ging.

Louise Franciska von La Valliere, die neu entdeckte Geliebte des Königs, war eins der reizenden Wesen, deren Vorzüge gemeinen Augen entgehen und selbst feinern Augen lange unbemerkt bleiben können, weil sie mehr rühren als auffallen. Man konnte nicht sagen, sie sei schön. Ihr Gesicht war zu lang für ein Künstleroval; ihr Mund ein wenig zu groß; ihre Farbe

nicht blendend; ihr Busen nicht stolz genug. Aber Holdseligkeit überschwebte ihr Thun und Seyn. Grazie wallte in ihrer kleinsten Bewegung. Ihr dunkeles Haar wogte tief herab. Ihr blaues Auge warf sein Mondlicht durch lange schattende Wimpern. Frisch wie eine bethaute Rosenknospe waren ihre Lippen. Sie lachte selten, aber sie lächelte oft. Ein tadelloser Wuchs, ein voller Arm, eine zart geründete Hand ließen den Umstand, daß sie im Gehen ein wenig hinkte, nicht einmal bemerken. — In ihren Körper paßte ihre Seele. Ohne Wiz und lebendiges Talent besaß sie feinen Bemerkungsgeist. Zu schimmern fiel ihr nicht ein, und noch weniger zu betrügen. Ihr Herz lag dem Prüfer offen da. Sie wußte nichts von Launen. Nur im Einverständniß mit ihrem Herzen zeigte sich ihr Geist, und

Alles, was auf Empfindung Bezug hat, rührte sie innig. Man konnte ihr keine Leidenschaft zuschreiben; aber ihr ganzes Seyn war Liebe.

Die Aufmerksamkeit des Königs erregt zu haben, war freilich ein Gedanke, der auch den Reizen einer bescheidenen Schwärmerinn ein erhöhtes Colorit geben mußte. Daß dem König bekannt war, wie sehr sie ihn liebte, wußte sie ja nicht. Auch der König war glücklich. Sein erster Wunsch war ja befriedigt. Er hatte sie gesehen.

Aber noch fehlte viel zu einem Verständnisse zwischen Beiden. Der König that das Einzige, was er thun konnte; er ging fleißig zu Madame. Unglücklicherweise war nur niemand weniger zum Heucheln disponirt, als Ludwig. Madame entdeckte ohne Mühe, daß er an ihrem Hofe etwas anders besuchte, als sie, und

im Augenblick flammte ihre Eifersucht auf. Sie fragte. Sie spähte. Sie fand nichts. Aber die Hofdamen, die der ungewohnte despotische Ton ihrer Gebieterinn eben so befremdete als drückte, waren glücklicher in ihrem Nachforschen. Bald raunte man sichs ziemlich laut ins Ohr: Der König liebt die La Valliere! und niemand wollte es glauben. Madame hörte kaum darauf. Die Königinn Mutter sagte: Da sehen wir's! Das kömmt von dem Lesen der Spanischen Romane!

Man wagte bey Hofe ziemlich dreiste Spörtereien. Die arme La Valliere, der sie aus Mißgunst hinterbracht wurden, härmte sich im Stillen. Ludwig selbst — war es unfürstliche Scham, oder war es Leichtsinn? — Ludwig selbst entschloß sich, sie zu meiden, und, weil er erfuhr, daß ihre Vermögensumstände nicht die besten

waren, ihr eine gute Partie unter den Großen des Hofes zu verschaffen. Wenigstens redete er deßhalb öffentlich mit Verschiedenen.

Aber wann nöthigte die Liebe nicht selbst den offensten Charakter, mitunter eine Maske zu tragen? Vielleicht suchte Ludwig, der die Geschichte mit der Mancini noch recht gut wußte, unter dem Mantel des Geheimnisses nur Sicherheit. Vielleicht brauchte er Zeit, um mit sich eins zu werden über den besten Plan zur Ausführung seiner Wünsche. Gewiß liebte er nach wie vor; und Alles lag ihm daran, seine Geliebte zu sprechen. Der Zufall verschaffte ihm die Gelegenheit.

Der ganze Hof hatte eine Spaziertour unternommen nach dem Park von Vincennes. In halbnatürlicher Freiheit irrte man durch die Lustgänge umher, als un-

vermuthet eine Wolke, der man so etwas nicht zugetraut hatte, in einen Plazregen sich niedergoß. Herren und Damen schrien und wimmelten durch einander. Jeder und Jede suchte ein Obdach und — es waren Höflinge — niemand dachte an den König. Dieser, der selbst während der Verwirrung seine Augen unaufhörlich auf seine La Valliere heftete, merkte sichs bald aus, daß sie nicht so gut zu Fuß war, wie die übrigen von der Gesellschaft. Er hielt sich zurück. Die Gesellschaft verlor sich. Der König war mit seiner Geliebten allein.

„Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?“ fragte Ludwig.

Das arme Mädchen glühte hochroth auf, stammelte eine halbe Antwort, und faßte ihn unter. So gingen sie einige Schritte. Ludwig fuhr fort:

„Sie wissen hier wohl nicht so gut Bescheid als ich. Ich führe Sie den nächsten Weg zurück.“ —

Ein Stillschweigen von einigen Minuten. Die beiden Liebenden gingen mit einander, ohne sich anzusehen. Der König wurde sehr verlegen. Endlich fing La Valliere schüchtern an:

„Ich bedaure die Gesellschaft, daß sie so unangenehm gestört worden ist durch den häßlichen Regen.“ —

„Wenn Sie wüßten, Fräulein, wie ich zu schätzen weiß, was ich diesem Regen verdanke. —

„Was könnte das seyn?“ —

— „Daß ich endlich Ihnen sagen kann, was mich schon lange so selig und so bekümmert macht — O könnte ich dar-

auf rechnen, daß Sie's nur nicht ungern hörten!" —

Während dem Reden gewann das, was der König sagte, nach und nach Zusammenhang. Das zuversichtliche, durch alle Delikatesse durchbrechende Feuer, mit dem er sprach, brachte das schüchterne Mädchen vollends aus der Fassung, und ihre Verlegenheit machte den König immer beredter. Er wußte es ja, daß jedes Wort aus dem Munde des Geliebten ein heiliges Wort ist; und wär' er vorher nicht überzeugt gewesen, daß sie ihn liebte; so mußte es ihm dieß Betragen verrathen. Minute auf Minute verlor sich im Reden und Anschauen. Statt zur Gesellschaft zu gehen, hatten sie sich, ohne es zu wissen, tiefer in den Wald verirrt, und erst nach einer Stunde, als sie bei den übrigen ankamen, merkte der König, daß er, den

Hut in der Hand, die ganze Zeit während dem Regen mit bloßem Kopfe gegangen war.

So war dann die Bahn zum Einverständniß gebrochen. Aber an Wiedersehen war nun, da Madame viel mehr als nöthig war, wußte, um ihre Wachsamkeit zu verdoppeln, für's erste nicht zu denken. Der allgemeine Nothbehelf getrennter Liebe, ein Briefwechsel, sollte die traurige Zwischenzeit erträglich ausfüllen helfen. Beringen mußte der La Valliere einen Brief vom Könige voll brennender Herzlichkeit überbringen. Aber wie unerwartet war die Aufnahme! — Das weichherzige Mädchen liebte den König gewiß inniger, als er sie. Sie hätte sicherlich gethan, was er sagte, einen Scepter weggeworfen, um mit ihm eine Hütte zu theilen. Aber der Gedanke, Mätresse zu seyn, fiel wie

ein giftiger Mehlthau auf jede kleine Blume der Phantasie, die ihre Wünsche aufkeimen machten. Hätte auch die Ueberzeugung, daß der König sie nicht heirathen konnte, ein Vorwort für den Liebhaber eingelegt; so blieb doch dieser ein Störer ihrer Gewissensruhe, weil er auch Gatte war. Denn in diesen Zeiten war man wohl freigeisterisch aus Uebergewalt der Leidenschaft, aber noch nicht aus Philosophie. Man betäubte bei Hofe das Gewissen; aber man glaubte noch an Recht und Unrecht. Und so erhielt der König auf seine erste schriftliche Liebesversicherung — keine Antwort.

Ludwig, durch den Widerstand gereizt, schrieb einen zweiten Brief, und Beringen, der Ueberbringer, mußte die Nothwendigkeit der Beantwortung so einleuchtend vor-

zustellen, daß die gute La Valliere sich endlich zu antworten entschloß.

Der Briefwechsel, der nun zwischen den Liebenden entstand, war freilich seltsam genug. Nur ein Blick auf die damalige Hofsitte kann ihm sein eigenes Ansehn von Lächerlichkeit benehmen. Damals gerade war das Trachten nach Esprit, die Nationalkrankheit der Franzosen, in seinem Entstehen, und wirkte, wie alle Epidemien, eben darum am stärksten. Was man nur irgend sagte, mußte elegant gesagt seyn. Was man aber gar schrieb, mußte als Nachtrag zu den Briefen des Voitüre gedruckt werden können. Wahrheit ohne Phrasen hieß Einfalt; die Sprache der Liebe ohne Floskelkunst, Unanständigkeit oder Sottise. Nun verstand sich gerade kein Frauenzimmer am Hofe auf Phrasen und Floskeln weniger als das

Natur-

Naturkind La Valliere. Sie sann und sann auf eine wohl stylisirte Antwort und konnte nicht damit zurecht kommen. Als sie eben ganz in diese Meditation vertieft saß, erhielt sie einen Besuch von dem Reim- und Kunstfertigen Benserade, der zwar kein bestallter Hofpoet war, aber doch so ziemlich alles that, was dieß seit der Abschaffung der Hofnarren so ehrwürdige Amt mit sich bringt.

— „Sie sind ja ganz in Gedanken vergraben, gnädiges Fräulein," sagte Benserade. „Beinahe sollte man glauben, Sie hätten heimlichen Umgang mit den neun Schwestern." — „Nein, lieber Benserade! Eben weil ich diesen nicht habe, finden Sie mich in Gedanken. Wie wär' es, wenn Sie mir aushülfen? Ich bin in einem von den verzweifelten Fällen, wo

man nicht Ja und nicht Nein sagen darf, und doch etwas sagen muß.“ —

„Gnädiges Fräulein! Mein ganzer kleiner Reichthum steht zu Ihren Diensten. Aber dürft' ich fragen“ —

— „O ja! Die ganze Sache ist, ich soll einen Brief schreiben, worin ich jemand alle Hoffnung benehme, aber ohne daß es ihm weh thun darf.“. —

„Ich dächte, dergleichen Briefe zu schreiben wäre angebornes Talent der Damen. Aber lassen Sie uns sehn! Da müßten Sie viel sagen, um nichts zu sagen; viel versichern, um gar nichts zu versichern; viel geben, um unvermerkt desto mehr zurück zu nehmen.“ —

Aus dem Scherz wurde Ernst. Benserade stellte ihr wirklich aus dem Stegreif ein gar zierliches Antwortschreiben, das die verlangten Eigenschaften hatte. La

Valliere schrieb es, wie es sich versteht, mit Aenderungen und Zusätzen ab, und übersandte es dem Könige.

— „Also auch Geist hat sie!“ rief der erstaunte Ludwig aus. Ohne sie darum lieber zu haben, freute er sich der neu entdeckten Vollkommenheit, und um ihr an Galanterie nicht nachzugeben, veranstaltete er ein kleines Fest ihr zu Ehren. Benserade erhielt den Auftrag, eine Art von Epistel halb in Prose halb in Versen aufzusetzen, worin der König der La Valliere sagte, was dieß Fest eigentlich zu bedeuten habe.

Kaum war diese Epistel in den Händen der Geliebten, so erhielt Benserade auch von ihr eine freundliche Einladung, sie zu besuchen; aber, ließ sie ihm wissen, wo möglich so, daß es ja niemand sähe, wenn er käme. Was kann sich nicht ein Hof-

poet einbilden? Benserade bildete sich dießmahl ein, die Dame sei zum mindesten in ihn verliebt. Er erscheint wohl geschmückt. Es ist Dämmerung. Er öffnet die Thür. Die Dame nickt ihm freundlich zu, und der Hofpoet liegt in theatralischer Feierlichkeit zu ihren Füßen.

„Meine Göttinn! durchdrungen von dem Gefühl meines Glücks“ —

— „Nein, lieber Benserade; Nein, davon ist nicht die Rede! — Stehen Sie auf! Sie müssen mir noch ein Antwortschreiben aufsezen.“

Und der Hofpoet erhub sich, fand sich in sein gemäßigteres Glück, wurde von nun an der Vertraute beider Liebenden, benahm sich mit lobenswerther Discretion, und genoß dafür das Vergnügen, durch seine Briefe und Antworten, die er jezt der

La Valliere, jezt dem Könige schrieb, mit zwei Herzen recht artig zu spielen.

Doch diese beiden Herzen fühlten bald, daß auch die elegantesten Phrasen nicht an's Ziel führen. Sich täglich sehen, nie einander näher kommen, und kaum zwei flüchtige Worte zusammen reden dürfen, dazu gehörte zuviel Selbstverleugnung für einen König. Lange genug hatte es Ludwig ausgehalten, und einer guten Gelegenheit umsonst entgegen gelechzt. Wie gern hätte er seine Liebe auf immer vor den Augen des Hofes verborgen, wenn er ihrer hätte im Stillen genießen können! Aber da war gar keine Aussicht. Endlich faßte er herzhaft den Entschluß, bei der ersten besten Gelegenheit öffentlich auf eine glänzende Art seine La Valliere auszuzeichnen.

Alte Damen spielen gewöhnlich mit Gebetbüchern oder Karten. Die Königinn

Mutter spielte alle Abend Lotterie. Wen sie recht lieb hatte, der erhielt ein Loos, und sie besorgte die Ziehung. Die Gewinnste waren zuweilen ganz ansehnlich. Eines Abends war auch der König von der Partie und der erste Gewinnst ein Paar köstliche Armspangen. Man zieht. Der König gewinnt's. Alles erschöpft sich in Lobpreisungen der Armspangen und alle Augen sind gespannt, einige, sie zu erhalten, andere, zu sehen wer sie erhalten wird. Voll neugieriger Hoffnung lächelt die Königinn. In stolzer, ruhiger Erwartung sizt Henriette von England. Die schüchterne La Valliere hält sich wie versteckt in einer Ecke des Zimmers auf, und weidet ihr Auge von fern an dem König. Ludwig, von allen Augen begleitet, geht, die Armspangen in der Hand, auf seine Holde zu.

„Wie gefallen Ihnen diese Armspangen, mein Fräulein?“ —

Er reichte sie ihr hin. Sie nahm sie mit niedergeschlagenen Augen aus seiner Hand und besah sie.

„Sie sind ausnehmend schön!“

Sie machte eine Bewegung, sie dem König wiederzugeben. Dieser zog sich zurück. „Und in zu schönen Händen, um wieder in die meinigen zu gehören“ —

La Valliere glühte auf und Henrietten sanken die Arme. Blicke durchkreuzten Blicke. Die Königinn Mutter war unruhig. Die ganze Gesellschaft verstört. Nur Ludwig schritt frei und stattlich im Zimmer auf und ab.

Schade, daß dieser Mann König genug war, etwas zu wagen, aber nicht, ein unternommenes Wagstück durchzuführen. Die arme La Valliere wurde

nun mit Argusaugen bewacht und hatte wenig frohe Minuten.

Henriette büßte indeß eben so theuer für die Härte, mit der sie die fromme Seele drückte. Ihr zu Ehren, dem Namen nach, gab der König Feste, wobei seine Geliebte die Hauptperson war. Jagdpartien besonders wurden immer beliebter, weil die Damen dabei in Amazonenhabit erschienen, und keine Kleidung dem schlanken Wuchs der La Valliere vortheilhafter stand, als diese. Oefter sträubte sich Henriette, Theil zu nehmen an diesen Partien; aber Wohlstandes halber durfte sie ihre Gegenwart doch nicht immer verweigern.

Jezt mußte Ludwig seine La Valliere wieder allein sprechen, es koste auch was es wolle. Nach vielen verunglückten Anschlägen unternahm er abermal ein Wagstück.

Das Zimmer der Holdseligen oben im Schlosse stieß an das Zimmer des Fräuleins von Artigny, und dieses leztere an's Dach. Rund um das Dach zogen sich bleierne Rinnen. Auf diesem halsbrechenden Wege zu seiner Geliebten zu gehen, war für Ludwigs Rittersinn eine recht willkommne Methode. Beringen war so glücklich die Artigny zu vermögen, daß sie den Durchmarsch erlaubte, und an eben dem Abend, wo die Verabredung getroffen war, wurde das Unternehmen ins Werk gerichtet.

Alles im Schlosse war still. Wer nichts mit Inbrunst zu hoffen oder zu wünschen hatte, lag schon im Schlummer. Aber die liebende La Valliere saß lange auf und dachte an ihren König. Auch diesen Abend lag sie, halbausgekleidet, eingesunken in süße Träumerei, in einem Lehnstuhle.

Den Arm auf ein Tischchen, den Kopf auf den Arm gestützt, sah sie starr hin. Es regte sich draußen; sie achtete nicht darauf. Leise öffnet sich die Thür; sie bemerkt es nicht. Jezt sieht sie auf, und ihr zu Füßen liegt der König.

Ein lauter Schrei entfuhr der Erschrocknen.

— „Um Gottes Willen, schweigen Sie! sonst sind wir beide verloren.“ —

„O Sire! Lassen Sie mich!“ rief sie mit gedämpfter und ängstlicher Stimme und wollte sich loswinden. Ludwig hielt ihre Kniee umspannt.

„Ich lasse Sie nicht, süßes Mädchen!“ —

„O Gott, Sire! Um diese Zeit! Ja ich muß rufen.“ —

— Nun ja dann, so rufen Sie! Stürzen Sie sich mit mir in die Tiefe, damit ich doch zu Grunde gehe! —

— „Sire! Können Sie meine Schande wollen? — Wenn jemand ahndete, daß Sie hier wären! Wenn Sie jemand hätte hereinkommen sehen!“ —

— „Wenn's weiter nichts ist! Darüber beruhigen Sie sich, liebes Mädchen! mich hat kein menschliches Auge hieher kommen sehen. Niemand ahndet nur so etwas.“ — Die Neugierde wurde nun der Mantel, in den sich die Züchtigkeit hüllte. La Valliere wollte wissen, wie es dem Könige möglich gewesen sei, ungesehen sich herzustehlen. Ludwig gestand offenherzig die Gefälligkeit der Artigny. Er gewann dadurch, daß die gebrochenen Accente der Verlegenheit übergingen in eine zusammenhängende Debatte.

„Die Artigny!“ rief La Valliere halb laut! — „O die Verrätherinn! (fuhr sie leise fort) Sie soll mir's büßen!“ —

Ludwig lächelte. „Dann aber erlauben Sie mir doch, die Büßende zu belohnen?“ — Und wirklich gab er ihr nachher eine ansehnliche Pension.

Plözlich nahmen die Mienen der Holden eine veränderte Richtung an.

„Es ist wahr, Sire! Sie sind König! Sie dürfen wollen; ich nicht. Sie haben das Recht zu bleiben.“ —

Eine volle innige Minute blickte Ludwig auf sie hin. — „So weis't man Königen die Thür!“ — Mit noch einem innigen Blick traf er sie, drehte sich um, und ging auf die Thür zu.

Das arme Mädchen zitterte, wie eine verscheuchte Taube. — „O Sire! Wenn

Sie wüßten! — Gott! — O, ich bin ein verlornes Geschöpf!" —

Der König blieb an der Thür stehen. — „Soll ich die Ueberzeugung mitnehmen, daß ich Ihnen zuwider bin?" —

„Sire!" — Sie saß zurück gelehnt in ihrem Lehnstuhl. — „Sie mißhandeln ein Herz, das nicht verdient gemißhandelt zu werden — am wenigsten von Ihnen. —

Sie verbarg ihr Gesicht. Ludwig trat zu ihr, faßte mit beiden Händen ihre Rechte und drückte seine brennenden Lippen darauf. —

Unaussprechlich geliebtes Wesen! Wenn du an meine Liebe glaubst, warum glaubst du nicht auch an meine Ehre? warum bin ich König? warum kann ich nicht den ganzen Gewinnst meines Lebens mit dir theilen? — Aber der Scepter falle dem aus der Hand, der ein Juwel rauben kann,

das ihm die Liebe nicht schenken mag! — Seit jenem glücklichen Tage — seit jener glücklichen Nacht, wo ich Sie im Lustwäldchen belauschte.“ —

Kaum hatte er dieß Wort ausgesprochen, so fuhr das Mädchen auf, starrte ihn an wie versteinert, und ihre Thränen rollten langsam aus beiden Augen herab.

— „Ach!“ rief sie, „welch eine Kreatur bin ich!“ und verbarg ihr Gesicht von neuem.

Ludwig lehnte sich, die Hand auf das Tischchen gestüzt, sanft zu ihr hinab.

„Liebe! Halten Sie's für eine Schande, mich zu lieben?“ —

Sie antwortete nicht, und sah nicht auf. Ludwig fuhr fort:

„Wollen Sie mir die Freude nicht gönnen, die mich für den Druck der Krone entschädigt, zu wissen, daß eine schöne Seele

sich zu mir neigen kann ohne Acht zu haben auf den Stern, der mein Herz verbirgt? — Oder war's das Gefühl eines Augenblicks, was mir einen kleinen Werth gab in Ihren Augen? Ist nichts mehr übrig von der reizenden Innigkeit, mit der Sie die unvergeßlichen Worte im Lustwäldchen sprachen? gar nichts mehr?" —

Sie richtete sich auf — Eine erzwungene Gesetztheit spannte die Mienen, die von Unruhe der Leidenschaft bebten.

„Jene Worte, Sire, ich gestehe es — waren etwas vieldeutig — oder vielmehr — sie sagten, was ich glaubte — was sie unter den Umständen sagen konnten. Denn in der That, Sire, Sie tanzen besser, als alle Herren am Hofe. Sie tanzen so schön" —

Ludwig schwieg. Die Augen des Mädchens irrten in der höchsten Verwirrung

von ihm und zu ihm hin und her. Thränen wallten wie ein Morgennebel von diesen Augen. Glühende Schamröthe lag auf jedem Gesichtsmuskel, den innige Empfindung beseelte. Ludwig ließ ihre Hand nicht los.

— „Nur mein Tanzen kann Ihnen gefallen? nicht ich? nicht mein Herz? Ein Mädchen von Ihrem Gefühl sähe in Männern nicht etwas Bessers, als ob sie gut oder schlecht tanzen? Und auch izt sähen Sie nicht, was ich Ihnen seyn muß, wenn ich glücklich seyn soll?“ —

Erst drückte er ihre Hand an sein Herz; fiel, ohne Antwort abzuwarten, vor dem Lehnstuhl, auf dem sie saß, nieder; zog sie, die unwillkürlich das Widerstehen vergaß, zu sich, und seine Lippen brannten auf ihrer Wange.

— „Hier," rief der König, indem er sie noch immer sanft festhielt, „hier bin ich glücklich. Von dieser Stelle sollen mich keine Heere vertreiben!" —

La Valliere legte ihre Linke auf seine Schulter.

— „Monarch! was reden Sie von Heeren? was brauchen Sie Heere? Zeigen Sie Ihren Feinden Ihr Herz!" —

Ihre Linke glitt von der Schulter des Königs herab in ihren Schooß zu der Rechten, die der König hielt. —

— „Stehn Sie auf, Sire! Ich bitte!" —

Sie richtete sich halb auf, und hob dadurch den König wie von selbst in die Höhe. Ludwig nahm einen Stuhl, sezte sich neben sie, und nun wurden die süßen Wallungen des Weigerns und des Gestehens, des Liebefoderns und Liebebetheuerns

in allen Formen und Wendungen erneuert. Keine gewagte Vertraulichkeit störte die glückliche Züchtigkeit dieser Nacht. Der Morgen fing an zu grauen.

La Valliere sah durchs Fenster — „Sire! es wird Zeit seyn!“ —

— „Es ist noch früh, Theuere! besonders hier im Schlosse, wo die Liebe kein Auge vor der Zeit aufweckt. Lassen Sie mich noch durch die Morgendämmerung Ihr Auge sehen. Dieser Tag muß Theil nehmen an den unschuldigen Freuden der verflossenen Nacht. — Noch einen Augenblick, liebes Mädchen!“ —

— „Sire! wenn der Tag die Nacht verriethe! Sehn Sie! mit jedem Pendelschlag wird der Zeiger an der Wanduhr heller! Es ist, als wollte der Morgen sich selbst übereilen.“ —

Der König stand auf, und La Valliere mit ihm, sie ans Fenster gelehnt, er den rechten Arm um ihren Leib geschlungen. Ihr Mund lächelte. Ihr Auge bat. —

„Gehn Sie, Sire! — Gehn Sie!“ —

Ludwigs Auge schimmerte hell — „Um wiederzukommen doch?“ —

Sie blickte nieder. „Ach! bei Hofe ist auch der Nacht nicht zu trauen. Trauen Sie ihr nicht mehr, als einmahl! Suchen Sie lieber“ —

Der König schien ungeduldig. — „Und was?“ —

La Valliere schwieg.

„Liebes Mädchen! Ihr Stillschweigen bezeugt, daß auch Sie keinen Weg ausmitteln können, wie ich Sie wiedersehen kann, so sicher und so ungestört. Also, Liebe! Ich komme wieder? Nicht? Oder mißtrauen Sie wieder meiner Ehre?“ —

— „Als ob ich das könnte!“ —

Der König faßte mit jeder Hand eine der Ihrigen.

— „Ein neues Leben geht in mir auf mit der Sonne, die dort das Morgenroth meldet.“ —

In dem Augenblick klopfte es leise an die Thür, und herein trat mit vielen Entschuldigungen die vorsichtige Artigny, um dem König zu wissen zu thun, daß es nunmehr die höchste Zeit sei, sich nach Hause zu begeben.

Von nun an lebte und webte Ludwig in lauter Liebe. Unwillkürliche Achtung für die Tugend seiner La Valliere beschränkte mit seinen Phantasien seine lockendsten Wünsche. Auch brauchte er, um jezt glücklich zu seyn, nichts mehr als was er besaß.

Der Weg über die bleiernen Dachrinnen führte ihn wieder einen Abend und wieder

einen Abend zu seiner Theueren. Nächte wurden verküßt; Nächte wurden verkoset; und — die folgenden Umstände wiesen es aus — beide schieden so unschuldig von einander, wie sie zusammen gekommen waren.

La Valliere spielte bei diesen heimlichen Tête - à - Tête auch mitunter die Eifersüchtige, und Ludwig mußte jede freie Aeußerung, die ihm gegen ein anderes Frauenzimmer entwischt war, bei ihr verantworten. Von ihr bewogen erneuerte er auch, so herzliche Ueberwindung es ihn kostete, seine Besuche bei Madame, und erzählte ihr von Sonnenschein und Regen. Hatte er bei Tage seine Rolle gut durchgeführt, so durfte er auf reichliches Lob des Nachts rechnen. Weigerte er sich sie fortzuspielen, so brauchte La Valliere nur mit dem ihr eignen Ton zu sagen: Aber

wenn ich Sie nun darum bäte? Und der Monarch war folgsam wie ein Kind.

Aber es verbreitete sich das Gerücht, ein wohlgekleideter Mann wandele des Nachts, auf den bleiernen Rinnen des Schloßdachs. Das Gerücht erscholl vor die Hofmarschallinn, die Herzoginn von Navailles. Die Hofmarschallinn erhohlte sich weltlichen Raths bei ihrem Manne, und geistlichen bei ihrem Beichtvater. Der Beichtvater und der Ehemann empfohlen eine feine klösterliche Zucht. Auf einmal sah man eiserne Gitter vor den Fenstern der Artigny und der La Valliere. Laut schrien die beiden Mädchen über eine öffentliche Kränkung ihres guten Rufs. Man fand die Beschwerde gegründet. — Um ihr abzuhelfen, wurden — die Fenster aller Hoffräulein vergittert.

— „So will man mich despotisiren?“ — rief Ludwig, als er erfuhr, was geschehen war; — Ich, Souverain in meinem Reiche; und nicht einmal Herr in meinem Hause? — Wer hat die Fenster vergittern lassen?“ —

Die Blicke der Höflinge hielten sich an dem Boden. Man kannte den Stolz, aber auch den Edelmuth des Königs. Niemand wagte es zum Verräther zu werden an einer Dame wie die Herzoginn von Navailles, die in allgemeiner Achtung stand; und am Ende — was war bei der Verrätherei zu gewinnen? —

„Ich, Sire; ich habe die Fenster vergittern lassen;“ sprach die Herzoginn von Navailles selbst und stand vor dem Könige.

Der König war überrascht.

„Wer hat Ihnen das geheissen? —“

„Meine Pflicht!“ —

— „So? ist Ungehorsam gegen meinen Willen eine Pflicht für Sie?“ —

„Sie hatten nichts befohlen, Sire!“

— „Aber Sie wußten, daß Sie etwas thaten was mich schmerzen würde!“ —

— „Ich wußte, daß ich Ew. Majestät einen Dienst that.“

Ludwig besann sich, wurde irre, wollte weiter reden, und wagte es nicht mit einer Matrone zu disputiren über die Pflichten des Ehestandes. Die Hofmarschallinn nahm das Wort wieder.

— „Sire, ich habe Dank verdient, nicht Verachtung. Wollen Sie mich strafen dafür, daß ich das Meine that, so können Sie es leicht. Aber konnte ich mich fürchten vor der Strafe eines Monarchen von Ihrer Seele? Ich wollte Ihnen Frieden geben, Sire, — Zufriedenheit mit sich selbst.“ —

„— Wer hat Ihnen gesagt, daß ich unzufrieden wäre mit mir selbst? —

„Niemand, Sire, als mein Herz. Und izt sind Sie's auch nicht mehr; denn Sie sind entschlossen zu handeln, wie gewöhnlich; gerecht und edel. — Haben Ew. Majestät noch Befehle an mich? —

— „Sie können abtreten.“ —

Ludwig war angegriffen von seiner zärtesten Seite, und das auf doppelte Art. Sein Stolz, der eben so leicht eine gute als schlimme Richtung nahm, war durch die Herzoginn von Navailles in gleichem Grade gekränkt und geschmeichelt. — Noch war es nicht entschieden, ob die Eitelkeit den Sieg davon tragen sollte, oder das Gewissen. Jene hatte eine gar zu mächtige Bundesgenossinn an der Liebe. Aber die Königinn Mutter, aufgefodert von der Navailles, verschaffte den Triumph

dem Gewissen. Sie redete ihrem für jeden zärtlichen Eindruck weichen Sohn so freundlich, so mütterlich zu; mahlte ihm den ehelichen Frieden so schön; unterhielt ihn so beredt von bösen Exempeln, daß der Monarch, dem man doch wirklich auf eine despotische Art sein Liebstes genommen hatte, sich entschloß zur Beichte zu gehen. Seine Mutter ergriff ihn beim Worte. Ludwig schämte sich Aufsehen zu erregen. Damit die Sache geheim bliebe, lieh ihm die alte Königinn ihren eigenen Beichtstuhl. —

Laßt uns Mitleiden fühlen mit der Schwäche des frommen Fürsten, aber nicht darüber lachen! — Noch desselben Abends begegnete er der Herzoginn von Navailles, reichte ihr freundlich die Hand, und sagte: Wir wollen uns vertragen, liebe Herzoginn!" —

Waren die alten Damen am Hofe mit der Bekehrung des Königs zufrieden, so fanden die jungen noch ein größeres Interesse dabei. Alle waren durch die Liebe des Königs zur La Valliere betrogen in ihren Rechnungen; alle athmeten nun wieder freyer; alle konnten wieder getrost in die Wette auslaufen zum Siege. Aber Ludwig war kalt gegen sie alle. Die Schönen hatten die Freude der Hoffnung, aber auch nichts darüber. Nur einer von ihnen, der Gräfinn von Soissons, die durch Ludwigs Liebe zur La Valliere ganz außer Credit gekommen war und eben darum die La Valliere haßte, glückte es sich zu rächen. Verzweifelnd an dem veralteten Eindruck ihrer eigenen Reize vermochte sie's über sich selbst, sich begnügen zu lassen an dem elenden Genuß, das was ihr nicht werden konnte, wenigstens der

La Valliere zu rauben. Vielleicht war ihre Intrigue noch zusammengesezter. Vielleicht sollte das Interesse, das sie dem Könige einflößte für ihre Freundinn, das unsichtbare Seil werden, an dem sie ihn fürs erste wieder näher an sich zog. Genug, sie legte es darauf an, daß ihre Freundinn De la Mothe-Houdancourt dem Könige gefallen sollte; und sie gefiel ihm. Aber wie hart wurde die Gräfinn von Soissons für das kurze traurige Vergnügen gezüchtiget! Zu tief war das Bild der La Valliere eingegraben in das Herz des Königs, um sich verwischen zu lassen durch eine flüchtige Neigung. Ludwig sah die Cabale durch, oder sie wurde ihm verrathen. Die arme De la Mothe ließ er auf einmal verlassen da stehen, und mit der Gräfinn von Soissons sprach er kein Wort mehr.

Unterdeß härmte sich die gute La Valliere in ihrer Heimlichkeit. Der höfische Neid; das frostige Zögern derer, die erst abwarten wollten, ob die Liebe des Königs nicht noch umkehrte; die geringschäzige Sprache Anderer, die sie schon völlig gefallen glaubten, verwundete ihr Herz nicht so empfindlich, als die Nachrichten von dem Leichtsinn des Mannes, an dem nun einmal ihr ganzes Wesen hing. Wäre sie fähig gewesen, sich zu rächen, so hätte ihr keine Gelegenheit erwünschter seyn können als die sich ihr darbot. — Fouquet, ein schwerreicher Financier, der lange nach ihr geseufzt hatte, aber doch nicht bequem fand, eine Frau zu nehmen, taxirte ihre weibliche Tugend zu dem ansehnlichen Preis von funfzigtausend Thalern, und bot ihr diese an. La Valliere war arm;

und Fouquet wurde zurückgewiesen mit der tiefsten Verachtung.

So wenig Ludwig seiner Gemahlinn getreu war, so sehr lag ihm daran, sie vor aller Kränkung zu bewahren. Während jene unruhigen Scenen gespielt wurden; während der ganze Hof davon sprach, erfuhr die Königinn kein Wort. La Valliere blieb Kammerfräulein; und da der Wohlstand dem König den Zutritt in die Zimmer der Kammerfräulein verbot, so unterwarf sich Ludwig auch diesem Zwange. Aber was frommt alles Selbstverleugnen über eine gewisse Zeit hinaus, wenn das Ziel unsrer Wünsche erreichbar bleibt?

Das Opfer, das der Liebe von der Pflicht abgedrungen worden war, hatte Ludwig dargebracht. Sein bethörtes Ge-

wissen schien befriedigt zu seyn, und die Liebe trat in ihre alten Rechte. —

Ludwig und seine La Valliere waren, eh man sichs versah, wieder bei einander. Aber wie? Zur Thür hinein durfte der König nicht in ihr Zimmer, und der Weg durch das Dachfenster war verlegt. Es sollte nun einmal die Liebe ihren romantisch eignen Gang fortgehen.

Wie einst Pyramus und Thisbe, so freuete sich unser Paar, als sie in einem Verschlage von Tannenbrettern eine Spalte entdeckten. Der lezte Trost, heimlich mit einander zu flistern, wurde ihnen nun, da Anschauen und Berühren versagt war! Was sie einander zuraunten, was sie verabredeten, hat die Neugier nicht erfahren; aber daß sie dieser bescheidenen Vereinigung lange genossen, gönnte ihnen ihr Unstern nicht. Die alte Störerinn ihres

Glücks, die Herzoginn von Navailles, doppelt aufmerksam auf jeden Schritt des Königs, seitdem ihre vorige Aufmerksamkeit ihrer strengen Tugend einen glänzenden Namen gemacht hatte, erfuhr, Gott weiß wie, die geheime Unterhaltung. Ohne etwas zu sagen, ließ sie den Tischler kommen, und als die Liebenden mit vollen Herzen sich einfanden an dem gewöhnlichen Orte, war keine Spalte mehr da.

Aber dieser Schlag, der den König zu stark traf, war auch der lezte. Eben so unvorbereitet, als er durch das Verfahren der Navailles gekränkt war, sollte die Herzoginn nebst ihrem Gemahl die Nachricht erhalten, daß ihnen der Hof verboten sei, als die Königinn Mutter, die erfahren hatte, was geschehen war, ahndete, was geschehen sollte, und sich noch einmahl ins Mittel legte. Würde die Königinn, stellte

sie ihm vor, das Exil der Hofmarschallinn erfahren, so würde ihr auch die Ursache davon nicht verborgen bleiben, und bei ihrem gegenwärtigen Zustande, da sie schwanger sei, könnte die Entdeckung schreckliche Folgen haben. Dieß wirkte soviel, daß der König das Exil der Navailles und ihres Gemahls zurück nahm, ihr aber aufs strengste andeuten ließ, sich ferner nicht in seine Angelegenheiten zu mischen.

Von nun an wurde das Verständniß, das Ludwig bisher mit so vieler Sorgfalt geheim gehalten hatte, durch ihn selbst ganz offenbar. Ohne Widerstand überließ er sich ganz dem Zuge seines Herzens, scheuete keine Zeugen mehr, that sich nur in Gegenwart seiner Gemahlinn Zwang an, und erreichte dadurch, daß diese selbst izt, soviel sie auch ahnden mochte, doch

nichts mit Gewißheit erfuhr. Nur um der Königinn willen mußte sich La Valliere bei den Festen, die ihr selbst zu Ehren gegeben wurden, nach wie vor unter der Menge verlieren.

Ludwig, der öffentlich seine Geliebte besuchte; der ihr Beweise von seiner Liebe gegeben hatte; der überzeugt war, daß sie noch inniger an ihm, als er an ihr hing, glaubte nach und nach, wenn er mit ihr allein so glücklich war, auch mehr fordern zu können. Wie sollte er's verstehen, daß sie, unfähig zur Koketterie, seit dem Tage, wo er seine Neigung für sie öffentlich bewies, im Tête-à-tête zurücktrat, weniger sprach, als sonst, seinen wärmsten Aeußerungen mit Unruhe auswich, und wenn er im Triumphgefühl glücklicher Liebe zu ihr hineintrat, in Traurigkeit verloren da saß? — Fragen half hier nichts; betheu-

ren seine Liebe eben so wenig. Sie schwur sich ihm zu mit dem heißesten Ausdruck der Leidenschaft, und Thränen verbürgten ihre Schwüre. Ludwig, der nicht wußte was er denken sollte, verlor den Muth um mehr zu bitten. —

Eines Morgens wollte er, seiner Gewohnheit nach, seine Geliebte besuchen. Er fand ihr Zimmer verschlossen. „Wo ist sie?“ fragte er ungestüm. Man zögerte mit der Antwort. Endlich kam es heraus, sie sei im Kloster Chaillot.

Ohne zu achten auf den Spanischen Gesandten, der eben zur Audienz sich melden ließ, ging der König in eigner Person in den Stall, sattelte mit eigner Hand ein Pferd, schwang sich auf und flog nach dem Kloster Chaillot.

Die klösterliche Regel verbot ihm seine Geliebte zu sehen. Er bestand darauf.

Man bat ihn, sich der Ordnung des Heils zu unterwerfen. Er wich nicht. Schrecklich donnerte seine Drohung; denn er stand in den Gedanken, seine La Valliere sei ihm geraubt worden. Alles beugte sich izt vor dem Willen des Alleinherrschers. Er sah seine Geliebte, fiel ihr zu Füßen, und führte sie, ehe sie sich besinnen konnte, im Triumphe mit sich fort.

„Mein Sohn!“ sagte die Königinn Mutter, „Sie sind nicht mehr Herr über sich selbst.“ —

„ — Wohl dann,“ antwortete der König, „so werde ich's seyn über die, die mich auf's Aeußerste treiben.“ —

Die Königinn Mutter nahm ihre lezte Zuflucht zu dem Mittel, das schon öfter in kritischen Fällen gewirkt hatte, zur Religion. Der königliche Beichtvater, Pater Annat, mußte auf ihren Wink seinem

mächtigen Pönitenten Vorstellungen thun. Nach einer langen Predigt über die Pflichten eines Regenten endigte der Pater mit diesen Worten: „Und wollen Sie nicht folgen, Sire, so verlasse ich Ihren Hof.“ —

Der König, ohne zu antworten, ging weg, und in der nächsten Viertelstunde hatte der Pater seinen Abschied.

Solche Proceduren machten denn freilich allen Widersezlichkeiten ein Ende. Ludwig sah seine La Valliere ungestört; sah sie oft; und bald trug sie die Beweise davon unter ihrem Herzen.

Während der ganzen Schwangerschaft mußte die Arme ein Zimmer bewohnen, durch welches die Königinn täglich ging, um die Messe zu hören. Deßwegen mochten sich Gerüchte über Gerüchte verbreiten; die Königinn widersprach ihnen.

La Valliere kam nieder mit einem Sohne. Es war eben Mitternacht. Der König war gegenwärtig bei den Aerzten im andern Zimmer, nahm das neugeborne Kind auf die Arme, überließ sich ganz der Vaterfreude, und als die Königinn gegen Mittag durch ging, war La Valliere unpäßlich und weiter nichts. Um dem Verdacht auch nicht den kleinsten Raum zu lassen, standen Tuberosen, Orangen und andere stark duftende Rosen im Zimmer. Was sonst keine Wöchnerinn von reizbarem Körperbau erträgt, ertrug La Valliere. Den Tag nach der Entbindung ließ sie sich sogar ankleiden, und bewillkommte die Königinn.

Eine Menge Cabalen, die nun noch gespielt wurden, um die Favoritinn zu stürzen, endigten sich mit dem Verderben ihrer Erfinder. Der König ließ seine Ge-

liebte ein eignes, prächtig möblirtes Haus bewohnen. Glanz und Lustbarkeiten umgaben sie. Aber sie blieb gleichgültig gegen alles, was nicht Ludwig war. Nie gebrauchte sie ihre Gewalt, um sich in Regierungssachen zu mischen. Nie rächte sie sich an einem ihrer vielen Neider. Nur dadurch, daß sie Liebe einflößte, konnte sie Unglückliche machen. Ein Gardelieutenant, der sie schon vor ihrer Bekanntschaft mit dem König geliebt und ihr eine Menge Briefe zugeschickt hatte, ohne Antwort zu erhalten, kam izt von der Armee, erfuhr wie seine Sachen standen, und stieß sich den Degen in die Brust.

Zurückgezogen bei allem Schimmer, bescheiden bei allem Glück, immer besorgt, die Zärtlichkeit ihres Geliebten nicht belohnen zu können, immer delikat bei den lezten Beweisen ihrer Liebe, lebte La Val-

liere einige Jahre als anerkannte Favoritinn des Königs, und weinte über einen Titel, den ihr die Welt mißgönnte.

Kenner der Ordnung der Welt und des Ganges der menschlichen Herzen! warum kann Liebe allein Gegenliebe nicht sichern? warum kann die zärtlichste Seele überlästig werden durch Zärtlichkeit? warum kann selbst die Zartheit des Gefühls ihren Zauber verlieren? — La Valliere, die ihrem Könige treu war bis an ihren Tod, wurde ihm gleichgültig nach wenig Jahren. Sie, die nicht glauben konnte, durch öfteres Versagen ihrer lezten Gunst ihr Ansehen einzubüßen, verlor eben dadurch sein Herz an eine Nebenbuhlerinn von zügelloser Sinnenlust, eine geistvolle aber gefühllose Kokette. — Athenais von Mortemar, Marquise von Montespan, war eine reizende Form, regelmäßig gebildet, ein-

nehmend im Thun und Lassen, wizig und voller Kenntnisse. Was ihr die Natur geschenkt, was sie sich mit Fleiß erworben hatte, wußte sie geltend zu machen mit einer Leichtigkeit, die nicht minder Bewunderung als Wohlgefallen foderte. Ein Haupttalent besaß sie, auf eine scheinbar unschuldige Art jemand lächerlich zu machen dadurch, daß sie aufs treffendste seine Eigenthümlichkeiten copirte. Wen ihr Wiz zur rechten Stunde ergriff, der mußte Blößen geben, wenn er's auch sonst nicht that. Sie hatte nicht sobald die zunehmende Kälte des Königs gegen die La Valliere bemerkt, als sie herzhaft und schlau mit ihr und einem ganzen Schwarm von Nebenbuhlerinnen in die Schranken trat.

Ludwigs Herz gehörte seiner La Valliere zwar nicht so ganz zu, wie einige Jahre früher; doch noch genug, um jeder

Andern den Sieg streitig zu machen, die etwas Aehnliches war, wie sie. Aber zwischen ihr und der Montespan ließ sich auch nicht ein ähnlicher Zug ausfinden. Dieß macht es begreiflich, daß Ludwig von der Neuheit verführt, in ein Nez fiel, das er ausgespannt vor sich sah.

Sich gewaltsam loszureißen von einem Herzen, das ihm so innig ergeben war, wagte er noch nicht. Die Liebe behauptet ihr Recht lange Zeit, ehe sie es an die Wollust verliert. Aber Fesseln die drücken, sind nicht mehr Fesseln der Liebe. Ludwig mußte sich Gewalt anthun, der La Valliere treu zu bleiben, und wurde ihr eben dadurch mit jedem Tage untreuer. Er unterhielt sie mit den Launen der Montespan, und sie war gütig genug es anzuhören. Sie erlaubte sogar ihrer wizigen Nebenbuhlerinn den Zutritt in ihren eigenen

Zirkel; und von der Stunde an war sie verloren. Das Resultat der Vergleichung, welche der König täglich anstellte zwischen einer stillen Schwärmerinn, die ihm aus moralischer Zartheit so Manches versagte, und einer Phryne im Hofgewande, die dem Manne, dem sie sich ergab, Alles, was er verlangte, im Uebermaß geben zu können und zu wollen schien, war, daß der König bald wünschte, der Vergleichung überhoben zu seyn. Er sah in der La Valliere nur eine lästige Zeuginn. Er besuchte die Montespan allein.

La Valliere schwamm in Thränen, als sie die offenbare Treulosigkeit ihres Geliebten erfuhr; aber die Montespan spielte die Spröde. Nicht zufrieden ihre Gegnerinn aus dem Felde geschlagen zu haben, wollte sie sie aufreiben, und versagte sich

einen Genuß, den sie nicht in Sicherheit behaupten konnte.

Ihre Vorsicht war nur zu gegründet. Ludwig schwankte noch mehr als einmahl zur La Valliere zurück, und La Valliere, die Uebergütige, gab ihm durch keinen Ausbruch der Eifersucht einen Vorwand zur Trennung. Ihre Vorwürfe waren unbeantwortlich. Sie kamen alle aus dem Munde der duldenden Liebe.

Endlich einmal, als der König der Montespan, wo sie nur ging und stand, fast auf dem Fuße nachgefolgt war, konnte La Valliere die tiefe Kränkung nicht zurückhalten. Sie beschwerte sich bitter. Der König war gerade in der Stimmung, wo man Bitterkeit nicht erträgt.

„Ich liebe Sie ja!" rief er ihr gebieterisch zu; „aber Sie sollen mir keine Gesetze geben." —

Das war denn freylich eine Aufkündigung, die für vollgültig gehalten werden konnte. La Valliere wollte von nun an die Montespan nicht mehr um sich wissen, und — der König befahl es ihr. —

Jezt wollte sie fort. Aber die Montespan fand ihre Rechnung dabei, daß sie noch blieb, und ein freundliches Wort des Königs brachte sie zu Allem. Von Verzweiflung zerrissen, opferte sie, weil ihr Geliebter es wollte, eine ununterbrochene Gefälligkeit dem Weibe, das kein Organ hatte für Empfindungen dieser Art. In einem Gefühl von Größe, das jede Aufopferung begleitet, sagte sie nur einmahl nach ihrer Art ganz simpel: „Was ich dulde, weiß niemand.“ —

Ein Tag nach dem andern, in der härtesten Selbstbedrückung durchweint, richtete die Gesundheit der Dulderinn zu

Grunde. Sie erlag einer dumpfen Melancholie. Unfähig, länger auszudauern am Hofe, entfloh sie wieder ins Kloster. Aber der unersätliche Stolz ihrer Nebenbuhlerinn gönnte ihr noch keine Ruhestätte. Der König, den man überredet hatte, daß diese plötzliche Entweichung ein übles Aufsehen erregen würde, schickte die angesehensten Männer ab, um sie zurück zu bringen. Dießmahl umsonst! Endlich schrieb er ihr eigenhändig, und — La Valliere kam wieder.

Unterdessen erreichte der König nach langen Umwegen bei seiner Montespan sein Ziel. Sein Beispiel wirkte auf den ganzen Hof. Alles sprach und dachte Liebschaften und Intriguen. La Valliere, die von jeher religiös gewesen war, glaubte nun, daß die Pflicht von ihr fodre, was sie bisher nur aus Verzweiflung gethan hatte. Sie entwich wieder heimlich, aber

dießmahl mit Ueberlegung in das Kloster Chaillot, und ihr Entschluß war gefaßt, als Carmeliterinn in dem strengsten weiblichen Orden für ihre vermeintlichen Sünden zu büßen.

Was niemand einem so weichen Herzen zutraute, bewies sie dadurch, daß sie auf inständiges Bitten des Königs wirklich noch einmahl nach Versailles ging; aber weder durch Bitten noch Vorstellungen vermochte er sie dort zu halten. Die Religionspflicht verbot, durch zu lebhafte Abmahnungen dem heiligen Orden ein Kleinod vorzuenthalten, das ihm durch innern Ruf anzugehören schien. La Valliere wurde Novizinn.

Als das Probejahr zu Ende, und der Tag ihrer Einkleidung gekommen war, erschien der ganze Hof unter den Zuschauern. Sie war damals acht und zwanzig Jahr alt. Das Feuer des Muths, ohne welches

sie diesen Schritt nicht hätte thun können, gab ihrem abgeweinten Gesicht zum leztenmahl eine blendende Röthe. Höflinge vergossen Thränen über das schöne Opfer. Im härnen Hemde legte sie mit freudiger Stimme das harte Gelübde ab, lebte bei ihrem zarten Körperbau in der strengsten Buße und Einsamkeit fünf und dreißig Jahr exemplarisch, und starb, geliebt und bewundert von ihren Klosterschwestern, im Jahr 1710, dem fünf und sechzigsten ihres Alters.

Moslemims-Launen

oder

Kriegslieder Uzim Abdallah's,

gesungen

zur Zeit, als die Weißröcke von Westen

und die Grünröcke von Norden

die hohe osmanische Pforte

feindselig bestürmten

im Jahre 1203 der Hedschra.

Aufruf an die Gläubigen.

Die Mahomsfahne fodert uns,
Heraus in Kampf und Sieg!
Herbei, herbei mit Mann und Roß,
Mit Säbel und mit Mordgeschoß!
Gerecht ist unser Krieg.

Haut wacker, brave Spahi's, *) haut
Mit Damascenern drein!
Steh mannhaft, edler Janitschar!
Zermalme, fliegender Tatar,
Den Feind in Streiferei'n!

*) Regulirte Reiter bei der türkischen Armee.

Wir fechten nicht für Bazensold,
Und für Kopeken *) nicht.
Wir schüzen mit vereinter Hand
Ein altes, gutes Glaubensland
Nach wahrer Glaubenspflicht. **)

Die Grünen ***) dort von Norden jagt
Zurück in's kalte Nest!
Sie raubten und bewiesen drauf,
Daß sei also des Rechtes Lauf,
Und nannten's Manifest.

*) Eine bekannte russische Kupfermünze.

**) Der Koran gebietet, kein Fußbreit des einmahl eroberten Landes wieder abzutreten an die Ungläubigen.

***) Die russische Infanterie hat meist grüne, so wie die kaiserliche Infanterie weiße Uniform.

Beim heil'gen Barte Mahomeds!
Das thut kein Muselmann.
Das thut auch nicht ein rechter Christ.
Doch Christen-Cabinetterlist
Geht's Christenthum nichts an.

Und dort die Weißen? Ja, die sind
Ein Volk, des Kampfes werth.
Doch wer aus Unterthanenpflicht
Beschwornes Friedensbündniß bricht,
Der falle durch das Schwert!

Ihr wißt es, was, statt Batzensold,
Uns der Prophet verhieß.
Drum frisch heraus zum Siegeskampf!
Durch Säbelklang und Pulverdampf
Hinein in's Paradies!

Schon winken holde Houri's *) uns
Mit schwarzen Augen zu.

*) Die unsterblichen Mädchen in Mahomeds Paradiese.

Allallah! Ha! Vom Siege warm
In einen weichen Mädchenarm,
Das nenn' ich Heldenruh.

Marschlied der Asiaten.

Von Westen her
Klingt über's Meer
Der Ruf bedrängter Brüder.
Er schlägt das Herz,
Wie Donnererz
Geschloßne Reihn und Glieder.
O ruft nicht mehr!
Es wird uns schwer,
Den Bruderruf zu hören.
Wir wollen schon
Aus milderm Ton
Die Jauer *) sprechen lehren.

*) Jauer, Giaour, Dschaur — Ungläubige, Kezer.

Vom Kaukasus,
Vom Tigerfluß,
Aus weitgestreckter Ferne
Erscheinen wir
Voll Kampfbegier,
Und zahllos wie die Sterne.
Uns brennt der Muth
Wie Sonnengluth,
Und muß in Blut erkalten,
Der Säbel saus't
In unsrer Faust.
Wir müssen Köpfe spalten.
Wie nahn sie sich
So säuberlich,
Die schmal bezahlten Fechter!
Sie machen's klug;
Denn bald genug
Sind sie des Land's Gelächter.
Wir wissen's wohl,
Wer sterben soll,

Dem hilft kein Heut' und Morgen. *)
Wer fällt, der fällt.
In jener Welt,
Da sind wir schon geborgen.

*) Der türkische Glaube an Schicksal und Nothwendigkeit ist bekannt.

Spahi's Morgenlied
im Lager.

Vergnügt wie dort die Sonn' aufgeht,
Geh' ich aus meinem Zelt,
Und eh sie ganz am Himmel steht,
Ist auch mein Roß bestellt.

Dank, Allah *), für den festen Schlaf!
Der stärkte Mark und Muth.
Frisch ist mein Arm, mein Herz ist brav,
Und meine Sache gut.

Und schlägt im Stoße Heer an Heer,
So schüzt das Glaubensland
Auch dieser Säbel, dieser Speer,
In dieser meiner Hand.

*) Das arabische Wort für Gott.

An Kunst gebricht's den Franken *) nicht.
Schlau sind sie und fast klug.
Doch das ist, wo man Lanzen bricht,
Mit nichten schon genug.

Sie tragen Locken an dem Kopf, **)
Geschmückt mit Talg und Mehl,
Und einen langen Puderzopf,
Und Alles ohne Fehl.

Auch haben sie ein nettes Ding;
Sie nennen's Disciplin.
Das ist ihr wahrer Zauberring
Im Fechten und im Fliehn.

Sie haben, wie die Sage geht,
Gedruckter Zettel viel,
Und was der Zehnte nicht versteht,
Giebt Neunen doch ein Spiel.

*) So heißen im Orient alle Europäer.

**) Der Muselmann trägt sich geschoren unter seinem Turban.

Und fehlt es hier und dort an Kraft
Und hier und dort an That,
So steckt im Wörtlein Wissenschaft
Für Alles guter Rath.

So dachten sie mit Einem Streich
Und Einem Flintenschuß
Zu quetschen des Propheten Reich
Wie eine Dattelnuß.

Doch Muth sizt nicht im Puderzopf
Und leerem Wörterwust. *)
Gehirn, ihr Herr'n, Gehirn im Kopf!
Und Mannheit in der Brust!

Vor Kurzem lebte noch bei euch **)
Der alte große Friz,
Ein König wie ein Königreich,
An Kraft und Licht ein Bliz.

*) Die Redseligkeit ist keine Tugend der Türken.

**) Der ignorante Muselmann nimmt alle Christen gewissermaßen für Eine Nation.

Wir hörten seine Thaten gern;
Wir ehrten seine Macht,
Und wär' Er euer Führerstern,
Wir nähmen uns in Acht.

Jezt kommt nur in den Tanz hinein!
Wer siegen kann, der siegt.
Schon fühl' ich, wie durch eure Reihn
Mein Damascener fliegt.

Freundlicher Gruß

an das neuerrichtete Judencorps in apostolischen Diensten.

Gott grüß' euch, Kinder Israel!
Woher so unvermuthet?
Woher mit Flint' und Bajonnett,
So wohl dressirt, so blank und nett?
War't ihr schon, wo es blutet?

Ein jedes Ding in seiner Art!
Sagt eine weise Regel.
Wir loben euren Handelsfleiß,
Im Feuer aber ist es heiß;
Da fallt ihr wie die Kegel.

Hier hilft nicht Vater Abraham,
Hier brummen die Kanonen,
Hier fallen Hiebe hageldicht;
Und treffen euch die Säbel nicht,
So treffen blaue Bohnen.

Ihr schreit? Ihr greift nach eurem Bart!
„Au weh! Du sollst nicht tödten!
„M'r zwängt uns in die enge Röck!
„M'r treibt uns mit die dicke Stöck
„In Kriescalamitäten!"

Ihr armes Volk! Und Schreien ist
Für eure Noth kein Riegel.
Und wenn ihr zeitig Lunten riecht
Und unter die Bagage kriecht,
So sezt es harte Prügel.

Sagt eurem Herrn, man könne nicht
Aus Schafen Wölfe drechseln.

Es fromme selten, ein Project,
Im Kopfe weislich ausgeheckt,
Mit Weisheit zu verwechseln.

Auch sagt, er solle förder nicht
Verkehrte Kriege führen;
Wir wären brave Moslemim;
Im Felde ging' es oft so schlimm
Wie mit dem Reformiren.

Bestellt es wohl, und laßt euch nicht
So sonderlich verwandeln!
Beschnitten seid ihr doch wie wir.
Kommt her zu unserm Großvezier!
Der giebt euch was zu handeln.

Drei silberne Sprüche.

1.

Was, sprichst du, soll ich thun? Was soll ich lieben? —
Frag Keinen, der dem Geist Recepte schreibt!
Wenn dich kein innrer Gott zu etwas treibt,
So cultivire Kohl und Rüben!

2.

Du wolltest seyn? O, wolle gar nichts seyn!
Seyn wollen, heißt sich mit sich selbst entzwei'n.
Der ist ein Knecht, wer sich mit Andern mißt.
Sei frei und göttlich, was du bist.

3.

Willst du der Wahrheit einen Tempel
bauen,
So opfere vorher dem Menschensinn.
Hast du gebaut, so seze voll Vertrauen
Die Toleranz zur Hohenpriesterinn!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

D. 14

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bouterwek, Friedrich, 1766-1828

Bouterweks Miscellaneen

Bd.: 1.

Berlin (1794)

P.o.germ. 1985 d-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128455-7
VD18 80020100